Zeitschrift: Vom Jura zum Schwarzwald : Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz

Herausgeber: Fricktalisch-Badische Vereinigung für Heimatkunde

Band: 3 (1886)

Artikel: Josef Viktor von Scheffel : ein Dichterleben

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-747664

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Josef Viktor von Scheffel.

Ein Dichterleben.

(Mit Portrait.)

Unter dem frischen Eindrucke der Wehmuth und des Schmerzes über den Tod eines deutschen Dichters, den wir mit gutem Recht auch den unsrigen nennen dürfen, will es der Herausgeber dieser Zeitschrift versuchen, aus einigen der freundlichen poetischen Blumen, die von der Presse* dem am Freitag den 9. April 1886 in Karlsruhe verschiedenen Dichter Josef Viktor von Scheffel auf das Grab gelegt worden sind, einen Erinnerungskranz zu winden, den persönlichen Freunden des Dichters zum Angedenken, und unsern Lesern zur Orientirung über ein nach mancher Richtung hin merkwürdiges Dichter- und Wanderleben.

Wahrlich, Scheffel verdient einen Ehrenplatz in diesen Blättern, hat er doch uns in seinem „Trompeter von Säckingen" den schönsten Sang vom Schwarzwald gebracht, der je gedichtet wurde.

* * *

Wie ein Märchen zu schauen, leuchtete am Sonntag Abend in goldenem Glüh'n der Säntis aus dem klaren Aether herab in die Lande um ihn. In Frühlingsgrün, mälig dunkelnd, prangten die Fluren des Thurgau's bis hinunter zur verschwimmenden Fläche des Bodensees; in kaltem Wintergewande lagen das Hochthal der Steinach, das appenzellische Hügelland und weit darüber hinaus gegen Osten die Graubündner und Oesterreicher Firne, im Süden aber, auftauchend aus einem leichten Nebelstreifen, die

* Quellen. Neue Illustrirte Zeitung von Wien (Karl Emil Franzos), Frankfurter Zeitung (Johannes Proelß), Illustrirte Zeitung Leipzig (Ludwig Salomon), N. Zürcher Zeitung (G. Finsler), St. Galler Tagblatt, Konstanzer Zeitung, Literaturgeschichte von Heinrich Kurz, Nationalzeitung von Berlin, Straßburger Post (G. Längin), Gartenlaube (Gust. Nordmann), Universum von L. Friese 2c.

schroff aufstrebenden Felsen und Hänge, die schneeigen Flächen leuchtend in warmen Tönen, prangte in traumhafter Schönheit der Alpstein, klar und ätherisch durchgeistet wie selten. War's des Säntis, war's der Ebenalp, des Wildkirchleins letzter Gruß an ihren fern am Rheine zur ewigen Ruhe eingegangenen Dichter? War's ein Dank und Gruß Ekkehard's an seinen todten Sänger? Die sonnige Gluth der Firne verglomm, hüllende Nebel stiegen auf, kalt und still legte die Nacht sich über Berg und Thal und tausend Lichter und Lichtlein leuchteten aus der Stadt des heiligen Gallus zur vereinsamten Höhe herauf.

Die ganze große Welt in ihren höchsten Schönheiten, in ihren düstersten Schrecken, die ganze große Menschenseele in all' ihrem Hoffen und Bangen ist des Dichters Stoff; nach seinem schöpferischen Willen mengen sich neu und schön, entfesselt von den Banden der Wirklichkeit, in seinem Geiste die Begriffe, und klar und frei, gebunden nur an das geschmeidige Kleid der Sprache, strahlt er die Schöpfung wieder aus sich hinaus in die Lande und Zeiten. Geweiht sind Stätten und Gestalten, die der Dichter in großen poetischen Werken dem edeln, von Generation zu Generation vererbten Kern der allgemeinen Gedankenwelt einverleibte und ist es auch nicht das örtlich und zeitlich Beschränkte, sondern nur das Universelle des Gehaltes seiner Werke, das ihnen wirklich unvergänglichen Werth zu verleihen vermag, so ist doch natürlich, daß gerade die dem äußern Vorwurf einer Dichtung am nächsten Stehenden ein vermehrtes Interesse an derselben haben müssen und dem Dichter doppeltes dankbares Gedenken schulden.

In diesem Sinne war es St. Gallen's, war es des Oberrheins, Radolfzell's, Säckingen's, Heidelberg's und anderer Orte, die Scheffel mit dem Glanze seiner Poesie verklärte, unbedingte Ehrenpflicht, mit dem in allen Gauen deutscher Zunge getheilten Gefühl der Trauer über den Verlust eines der liebenswürdigsten und beliebtesten, in seinem köstlichen Humor bedeutendsten modernen Dichters den besondern Tribut der Dankbarkeit zu verbinden.

Der Dichter war Anfangs Januar d. J. von seiner Radolfzeller Klause, dem Landhaus Seehalde, nach Heidelberg gezogen, wo er, einer offiziellen Einladung folgend, für das bevorstehende Jubiläum der Ruperto-Carola des Ehrenamts eines Festpoeten zu walten gedachte. Wie hätte dieses Fest auch bei Lebzeiten des Dichters begangen werden dürfen, ohne die poetische Weihe zu erhalten von ihm, der das Lied: „Altheidel-

berg, du feine" und so viele andere Weisen zu Ruhm und Ehr' der lieblich-schönen Musenstadt am Neckar erlebt und gesungen hat? Statt ihrer gewinnt nun für die Heidelberger Jubiläumsfeier eine andere Strophe des Dichters ernste, Wehmuth weckende Bedeutung. Ich meine, sagt Johannes Proelß, den Lebewohlruf, der den Schluß im Abschiedslied des Säckinger Trompeters bildet; statt dem geliebten Dichter mit seinen frohseligen Liedern von Lust und Schönheit des Lebens Serenaden und Ovationen darzubringen, werden nun die Festgenossen nachdenklich an den Erinnerungsstätten seiner Heidelberger Frühlings- und Passionszeit vorüberwallen und auf ihren Lippen wird zum Segensspruch werden das rührend-ergreifende Wort: — „Behüt' Dich Gott, es hat nicht sollen sein!"

Scheffel's Jugend- und Studienzeit.

Scheffel's Leben floß äußerlich ruhig dahin. Geboren wurde er am 26. Februar 1826 zu Karlsruhe, wo sein Vater, ein Offizier aus den Befreiungskriegen, Geniemajor und Oberbaurath war. Josef Viktor Scheffel erhielt seine erste Ausbildung in dem Lyceum seiner Vaterstadt, einer Gelehrtenschule, die sich damals eines hohen Rufes erfreute und für die vorzüglichste in Baden galt. Mochte sich auch gegen die Richtung des einen oder andern unter den Lehrern Manches einwenden lassen, so waren es doch zumeist bedeutende Männer, welche in ihren Fächern anregend wirkten und die Selbstthätigkeit der Schüler in der fruchtbringendsten Weise lebendig zu machen verstanden.

Dabei herrschte im äußern Leben der Lyceisten kein allzustrenger Zwang; manche Vorrechte der Studenten durfte sich die frohe lebenslustige Jugend heraus nehmen, und was in einer größern Stadt zu erlauben bedenklich gewesen wäre, war in dem kleinen bürgerlich soliden Karlsruhe ohne schlimme Folgen.

An sonstigen Anregungen fehlte es in der freundlichen, unmittelbar an dem herrlichen Hardwalde, nahe dem wogenden Rheinstrom und den Poesie umwobenen Höhen des Schwarzwaldes, gelegenen Stadt auch nicht. Das Theater besaß vorzügliche Kräfte und wurde von den Lyceisten fleißig besucht, und selbst die Politik, sonst der Jugend fremd, bewegte das heranwachsende Geschlecht. Damals war ja Baden der Brennpunkt, wohin sich in ganz Deutschland Aller Augen richteten; und wenn auch Mannheim der Herd des politischen Lebens war, so versammelte doch die Kammer eine Reihe von Männern in Karlsruhe, deren Namen noch jetzt in Baden und

über seine nahen Grenzen hinaus unvergeßlich sind: Itzstein, Welcker, Bassermann, Hecker, Mathy, Soiron. Mit reger Theilnahme las man die Berichte, in freien Stunden besuchte man die Gallerie des Ständehauses; der graue Filz, damals „Heckerhut" genannt, trat an die Stelle der unpolitischen Mütze auch bei den Schülern.

Mit Ehren und als einer der besten Schüler machte Josef Viktor die ganze Anstalt durch und bezog zu Anfang der Vierziger Jahre die Hochschule zu Heidelberg, um die Rechtswissenschaft zu studiren. In Heidelberg schloß er sich einer der sogenannten Fortschrittsverbindungen an; gleichwohl hat er sich an der badischen Revolution, die so viele seiner frühern Karlsruher Schulkameraden und nicht gerade die unbegabtesten, in jahrelange Verbannung trieb, nicht betheiligt.

Von seinem Vater, der als Geniemajor einen Theil der Stromregulirung des Rheines geleitet hatte, zum Juristen und zum Staatsdienst bestimmt, studirte Scheffel mit großem Widerstreben Rechtswissenschaft. Im Jahre 1843 ging er nach München, und, wie es im Trompeter heißt:

Kauft sich ein großes Tintfaß,
Kauft sich eine Ledermappe
Und ein schweres Corpus juris.

Allein in München interessirte ihn die Kunst, die ihm auf allen Wegen entgegentrat, weit mehr als das römische Recht. Wohl mag daher der Ausruf Jung Werner's im „Trompeter", „Römisch Recht gedenk ich Deiner, liegt's wie Albdruck auf dem Herzen," so recht aus der Seele stammen. Trotz allen Verlockungen der Kunst siedelte er nach Heidelberg über; doch hier war es wieder das heitere gesellige Leben, das ihn vom ernsten Studium abhielt; er ging daher schließlich nach der Stadt der strengen Arbeit, nach Berlin, wo er nun unter dem gelehrten G. F. Puchta eifrig über den Pandekten und Institutionen saß und sich bald so gefördert sah, daß er schon am 31. Juli und an den folgenden acht Tagen sein Staatsexamen machen konnte. Ueber seinen Aufenthalt in Berlin schrieb er am 3. Januar 1846 an einen Universitätsfreund in Jena: „Mein Leben ist Tag für Tag ziemlich dasselbe, einfach und geräuschlos, aber es sagt mir sehr zu und nur das verstimmt mich eigentlich, daß ich die reichliche geistige Nahrung aus allen Zweigen des Wissens, die mich interessiren, nicht so ausgedehnt, als ich möchte, schöpfen kann, sondern an die Pandekten und all' die Irrgänge des römischen Rechts gefesselt bin — und mein Juris-

prudenzstudium ist eigentlich doch keine Folge innerer Neigung und Ueberzeugung. Doch jetzt sind die Würfel gefallen und wenn es nicht in Gottes Namen geht, so ochse ich in Dreiteufelsnamen und gedenke jedenfalls in diesem Winter ein ziemliches Stück vorwärts zu kommen." Nach zwei und einem halben Jahre war Scheffel so weit, daß er am 31. Juli 1848 in's Staatsexamen gehen konnte. Während acht Tagen saß er in der Beitze. Aber er ging glänzend daraus hervor, ebenso aus dem Doktorexamen, das er am 10. Januar 1849 bestand und dabei das Prädikat summa cum laude erhielt. Seine Dissertation behandelte das „Surrogat nach französischem und römischem Recht". Bevor er in das Examen ging, war er auf Reisen gewesen, indem er den Bundeskommissär Karl Theodor Welcker als Sekretär nach Lauenburg, Schleswig-Holstein und Stockholm begleitet hatte. Fünf Monate hatte er allen Studien fern gestanden, fünf Tage blieben ihm bis zum Beginn des Examens. „Da schloß ich mich ein," schrieb er an einen Freund, „ochste den Code Napoléon und die Pandekten noch im Sturmwind durch und Hurrah, hopp, hopp, hopp! ging ich am 31. Juli in die Examenaffaire hinein. . . Ich behandelte die Fragen mit großer Nonchalence, schrieb in Prosa und Versen — item, es genügte. Dann wurde ich noch eine Stunde mündlich vorgenommen."

Aus der Zeit der Reise nach Lauenburg stammt wohl das übermüthige Lied:

Ein ächter Scheffel.

Es war ein Kommissari,
Der soff bei Tag und Nacht,
Er hatt' einen Sekretari,
Hatt's ebenso gemacht.

Depeschen, Brief' und Akten
Macht' ihnen wenig Müh,
Sie kneipten und tabakten
Von spät bis Morgens früh.

Und lag der Kommissari
Des Morgens noch im Thran,
So fing der Sekretari
Das Saufen wieder an.

Wo war der Kommissari,
Der so viel saufen kunnt?
Wo war sein Sekretari?
Sie war'n beim deutschen Bund.

Neben dem Humor kam in seinen Briefen von damals auch der Ingrimm über das dortige politische Treiben zum Ausdruck. Denn er war von einer glühenden Vaterlandsliebe beseelt. „Als Großdeutscher in seinem politischen Glaubensbekenntniß war er, sagt Julius Wolf in der „National-Ztg.", uns Preußen nichts weniger als hold, bis die Ereignisse der Jahre 1870/71 eine völlige Wandelung in dieser Beziehung bei ihm bewirkten."

Aus Briefen, die er im Sommer 1850 aus Säckingen an einen väterlichen Freund in Schleswig schrieb, geht hervor, daß er gerne den Krieg gegen Dänemark mitgemacht hätte. „Umstände, Verhältnisse, Rücksichten, und wie alle die lumpigen Motive heißen, die den edlen Trieb im Menschen abtödten, wollen es anders und so bleibt mir nur der miserable, leider Gottes ächt deutsche Trost, Ihnen, theurer Herr, mit der Feder meine Theilnahme auszudrücken. . ."

Daß es Scheffel mit seinem Wunsche, sich an dem Kampfe in Schleswig-Holstein persönlich zu betheiligen, Ernst war, bestätigt ein Brief seiner Mutter vom 26. Oktober 1849, worin sie einer Freundin klagt, wie aufgeregt ihr Sohn sei und wie die Seinigen ihn kaum noch zurückhalten könnten, nach dem Norden aufzubrechen, um sich in die Reihen der Kämpfenden zu stellen. Seine und seiner Mutter Briefe bekunden eine tiefe Erregung über die politischen Zustände in Deutschland.

Schon in Heidelberg begann nach dem Examen die Beamtenlaufbahn, Scheffel praktizirte zunächst beim Stadtamt und da kam es vor, daß er u. A. auch einmal als Hilfsarbeiter beim Universitätsgericht den Studiosus Treitschke zu längerer Karzerhaft zu verdammen gehabt hatte. In Heidelberg betrieb er aber neben der Jurisprudenz mit großer Hingabe auch Alterthumswissenschaft. Der Geist und Ton, welche in einer humoristischen Kneipgesellschaft von Heidelberger Gelehrten und Kunstfreunden, dem „Engern" genannt, herrschte, und dessen Gründer und Präsident der geistvolle Geschichtschreiber Ludwig Häußer war, hat wesentlich dazu beigetragen, Scheffel's poetisches Talent zur Entfaltung zu bringen, und wegleitend auf dasselbe eingewirkt. Doch noch 1853 in Italien, als er auf Capri den „Trompeter" gedichtet hatte, erklärte er seinem Freunde Paul Heyse, daß er sich noch immer zum Maler berufen fühle. Beide künstlerische Strömungen in seinem Wesen hatten aber gleicher Weise keinerlei Befriedigung finden können, so wenig als in Säckingen, wohin er Ende des Jahres 1849 versetzt wurde und wo er bis Ende 1851 blieb. Sehen wir uns sein Leben und Treiben in Säckingen etwas näher an. Ein Akten-

fascikel, den uns Herr Fabrikant Otto Bally in Säckingen mit bekannter Liebenswürdigkeit zugestellt hat, setzt uns in den Stand, sein Leben daselbst etwas zu beleuchten und die Thatsache festzustellen, wie sehr der junge Mann sich der Achtung und persönlichen Freundschaft der Honoratioren des Städtchens erfreute.

Säckingen.

Wohl mochte dem jungen Manne der Abstand zwischen der Residenz, seiner Vaterstadt oder dem geistig bewegten Leben einer Universität gegen das Amtsstädtchen gewaltig erscheinen. Doch konnte ihn die herrliche Gegend für Vieles entschädigen; mit befreundeten Familien wurden Ausflüge in die Thäler gemacht, die sich vom Feldberg nach allen Himmelsgegenden herabziehen; im Rhein, der hart an dem Städtchen vorüberfließt, bewährte sich Scheffel als muthiger ja verwegener Schwimmer, der den Hut zum Gruße schwenkend, mehr als einmal unter der Brücke durchschwamm; in den herrlichen Wäldern der Umgegend wurde in Freundeskreis unter Sang und Klang manch' Fäßchen schäumenden Gerstensaftes geleert. Auf dem Amtsgebäude gegenüber der St. Fridolinskirche, einem frühern Damenstift adeliger Fräulein, gab es anziehende Urkunden die Menge, die für den historischen Sinn Scheffel's reiche Ausbeute boten.

Gerne saß er mit seinen Freunden im Gesellschaftszimmer des Gasthofes zum „Knopf", der Fridolinskirche gegenüber. Hier ereignete sich nun ein Vorfall, der auf Scheffel's Charakter und Männlichkeit ein so günstiges Licht wirft, daß wir es uns nicht versagen können, aus dem erwähnten Aktenbündel einen kurzen Auszug zu machen.

Es war am Sonntag den 9. März 1851, Abends halb 9 Uhr, als sich im Gasthofe zum „Knopf" im Zimmer neben dem Leselokal eine kleine Gesellschaft zusammenfand, worunter der Rechtspraktikant Dr. Scheffel, Obereinnehmer Fecht, Amtsassessor Losinger, Bürgermeister Leo, die Fabrikanten Bally, ein Lieutenant der 4. Kompagnie des 8. in Säckingen stationirenden Infanterie-Regiments (es waren die Zeiten der Reaktion), und noch mehrere durchwegs achtbare Bürger des Städtchens. Die Gesellschaft in heiterer und fröhlicher Laune, unterhielt sich u. A. mit Gesang, wozu der Offizier die Guitarre spielte. Die Lieder waren durchaus nicht unanständiger oder provozirender Natur, allein der Gesang dauerte bis über 10 Uhr, was den Hauptmann Schwarz, der im Hause wohnte, verdroß. Er eilte in's Leselokal, besprach sich da mit einigen Anwesenden

und begab sich von hier auf die Hauptwache. Es dauerte nur wenige Minuten, da erschien ein von Hauptmann Schwarz kommandirter Unteroffizier im Zimmer der Gesellschaft und gebot dieser Ruhe und zwar unter Androhung der Arrestation. Rechtspraktikant Dr. Scheffel, der, — beinebens gesagt, nicht mitgesungen hatte und überhaupt gar nicht singen konnte — in der strengen Androhung gegen eine ehrenhafte in den Schranken der Schicklichkeit zu einer erlaubten Zeit sich bewegenden Gesellschaft wahrscheinlich einen Gewaltübergriff erblickend, gebrauchte gegen den Soldaten den Ausdruck: „Nun so arretiren Sie mich!" worauf die Verhaftung von dem Unteroffizier und einigen vor der Thüre wartenden Soldaten vollzogen wurde. Dr. Scheffel wurde sofort in das Amtsgefängniß abgeführt. Einige Personen aus der Gesellschaft, worunter auch der Bürgermeister, begaben sich sofort zum Oberamtmann Lieber in seine Privatwohnung und machten ihm Anzeige von dem Vorfall mit der Bitte um augenblickliche Freigebung Scheffel's. Der Bezirksamtmann ersuchte in einem Privatschreiben den Hauptmann Schwarz um Freilassung Scheffel's, der als Mann wisse, was er zu thun habe und der jederzeit Rede stehen werde. Haupmann Schwarz kam nun selbst zum Bezirksamtmann in seine Wohnung und nach einigen Auseinandersetzungen ordnete der Civilbeamte die Freilassung Scheffel's an, unter der Bedingung genauer Untersuchung des Vorfalls, womit sich Hauptmann Schwarz einverstanden erklärte.

Dr. Scheffel trat aber am folgenden Tage aus seiner Stellung beim Amtsgerichte aus, weil er sich tief gekränkt fühlte und der Ansicht war, daß, so lange ihm nicht irgend eine passende Genugthuung geworden, seine Ehre ihm nicht zulasse, fernerhin Geschäfte im Gebiete der Polizei und Strafrechtspflege zu besorgen. Er verfügte sich zu einem Bekannten und Verwandten — Fürsprech Wilhelm Heim nach Groß-Laufenburg, von wo aus er am 13. März Angesichts einer inzwischen vom Kriegsministerium erlassenen Verfügung eine Erklärung an das Bezirksamt abgehen ließ. Es war nämlich das Gerücht verbreitet worden, Scheffel hätte den Hauptmann Schwarz zum Zweikampfe herausgefordert. In Wahrheit verhielt sich die Sache so, daß Fürsprech Heim, Hauptmann im eidgen. Justizstabe, dem Hauptmann Schwarz ein Schreiben zukommen ließ, um ihm eine Zusammenkunft zu gestatten, und seine Erklärung über die bekannten Vorfälle entgegen zu nehmen.

„Sofort, schreibt Scheffel in seiner Erklärung, mit einer Herausforderung zum Duell in einem Fall vorzufahren, wo — wie im vorliegen-

den — es noch zweifelhaft ist, ob eine Verletzung der persönlichen Ehre wirklich beabsichtigt war, ist ebenso wenig des Unterzeichneten Sache, als er davor zurückschreckt, diesem äußersten Mittel, was Tradition und gesellschaftliche Verhältnisse noch als letzte Instanz in ähnlichen Fällen betrachten, sich zu unterziehen."

Fürsprech Heim suchte bei Hauptmann Schwarz wiederholt, nachdem das erste Schreiben von allzuvorsichtigen Freunden Scheffel's aufgegriffen und nicht an seine Adresse befördert worden war, um eine Besprechung nach, im Momente, als das Kriegsministerium dem Bezirksamte den Auftrag ertheilte, seine Vermittlung zur Verhinderung des Duells eintreten zu lassen. Scheffel's Vater, der Major und Oberbaurath, hatte von der Herausforderung zum Duell Kenntniß erhalten und sofort beim Kriegsministerium Schritte gethan, um die Sache zu verhindern.

Am 14. März fand denn auch in der That die Besprechung zwischen Fürsprech Heim und Hauptmann Schwarz in Gegenwart von Oberamtmann Lieber statt. Hauptmann Schwarz erklärte mündlich und bestätigte es durch Unterschrift: „Durch die am 9. dies im hiesigen Leselokal vollzogene Arrestation des Hrn. Dr. Scheffel sollte der persönlichen und dienstlichen Ehre dieses Mannes in keiner Weise zu nahe getreten werden; ich hatte nicht im Geringsten eine derartige Absicht, ich konnte sie nicht haben, weil er mir vermöge seiner Bildung, seiner Kenntnisse, überhaupt vermöge aller seiner persönlichen Eigenschaften als eine höchst achtbare Persönlichkeit bekannt ist."

Mit der Bestätigung, daß eine Herausforderung nicht erfolgt sei und mit der Erklärung des Vertreters Scheffel's, daß er mit der Versicherung des Hauptmanns Schwarz sich begnüge, schloß die Verhandlung und damit der Streit.

Der Fall ist uns ein Beweis, wie hoch Scheffel seine bürgerliche und dienstliche Ehre schätzte; es litt ihn, obwohl er nur kurze Zeit im Gefängniß gesessen, nicht mehr auf dem Richterstuhle, um über Mein und Dein und bürgerliche Streithändel abzuurtheilen; er trat aus dem Dienste und zwar auf so lange, bis seiner verletzten Ehre ein Genüge geschehen. Daß dieser Vorfall ihn in den Augen der Bevölkerung von Säckingen nur um so höher steigen ließ, ist wohl selbstverständlich.

Dafür hatte Scheffel sein Säckingen aber auch lieb und wiederholt und gerne besuchte er dasselbe, wenn die Gelegenheit sich ihm bot. So schildert er auch die „heitere Stadt des heiligen Fridolin" in der Vorrede

zur vierten Auflage des „Trompeter", wie er bei einem Besuche vom Bötzberg herniederstieg, in folgenden freundlichen Zeilen:

„Vom Galler Thurm im römischen Inselwalle
Bis zu der Fürstabtissin Frauenstift
Kannt' ich die Dächer, Firsten, Giebel alle,
Wo oft mein leichter Kahn vorbeigeschifft;
Herwärts, wo Kiesel das Gestad umdämmen,
Winkt eines Gartens wohldurchblümte Au,
Und halbversteckt von Wildkastanien-Stämmen,
Des Herrenschlößleins schlankbethürmter Bau.
Hutschwenkend grüßt' ich durch der Bäume Lücke
Und überschritt die holzverschalte Brücke."

Aber noch einen andern Anziehungspunkt hatte Säckingen für Scheffel: war doch das Städtchen und seine Umgebung der Boden, dem der Dichter Hebel entstammte, den er schon von Jugend auf aus seinen Gedichten kannte und dessen Denkmal er täglich in Karlsruhe im Schloßgarten vor Augen hatte. In den benachbarten Gebirgsthälern der Wiese, Wehra und Murg ist der Schauplatz von Hebel's Gedichten, hier wächst und blüht noch ein unverfälschter allemannischer Volksschlag. Die intime Berührung, welche der junge Rechtspraktikant Scheffel während seiner Amtsthätigkeit in Säckingen zu dieser allemannischen Bevölkerung der Gegend gewann, ist für seine geistige und literarische Entwicklung von hoher Bedeutung geworden. Durch den Verkehr mit den Bewohnern des Hauensteiner Ländchens kam ihm immermehr, sagt Johannes Proelß, seine Vorliebe für jede Art naturwüchsigen Volks- und Menschenthums in's Bewußtsein, die für sein Dichten wie für sein Leben gleich charakteristisch wurde und die allen seinen poetischen Gestaltungen selbst wieder den Reiz der Naturwüchsigkeit gegeben hat. Hiezu gab ihm aber nicht nur das Studium dieser Leute und ihrer Umgebung an Ort und Stelle, sondern auch seine Thätigkeit beim Amtsgerichte Gelegenheit. Da hat er die Streitsucht und den Starrsinn, die Unbeugsamkeit und Charakterstärke dieser Hauensteiner kennen gelernt und Veranlassung gefunden, Wesen und Geschichte derselben auch wissenschaftlich zu studiren. Der lebendigen Wirklichkeit dieser Hauensteiner entnahm er dann später viele der lebensvollen Züge, mit denen er die dem Volk entwachsenen Gestalten in seinen Darstellungen vergangenen deutschen Lebens ausstattete. Die Hauensteiner Waldbauern erschienen ihm wie ein Stück durch eigenthümliche Verhältnisse erhaltenen alten

Germanenthums. Aus diesen Wahrnehmungen und Beobachtungen heraus entstand ein frisch und farbig geschriebener Aufsatz „Aus dem Hauensteiner Schwarzwald" im Jahrgang 1853 des „Morgenblatt für gebildete Leser" (Stuttgart, Cotta).

Von den freundlichen Beziehungen Scheffel's zu Säckingen gibt im Jahre 1876 die „Konstanzer Zeitung" anläßlich seines 50. Geburtstages folgende anmuthige Schilderung:

Scheffel hat die von ihm besungene Wald- und Rheinlandschaft als Rechtspratikant manchmal gesehen, wenn er von Säckingen auf den Schwarzwald berufen wurde, um einen Augenschein auf dem Acker eines prozeßsüchtigen Altenschwanders vorzunehmen oder mit dem alten Hofrath den vielbearbeiteten Kopf eines Willaringer Knaben zu inspiziren. Aber das weiß ich, daß er nicht bloß in der vorweltlichen Amtskutsche mit drei vorgespannten Rossen den Wald hinaufgefahren ist, nein, er hat auch den Weg auf den Wald zu Fuß zurückgelegt, die steilen Halden des Eggbergs hinauf, und sich ergötzt an der Originalität des Volkes, seinen Sitten und Gebräuchen, er hat ihre Eigenheiten belauscht, die unterwürfige Geberde, die den Starrsinn maskirt und im nächsten Augenblick in die wildeste Ausgelassenheit übergehen kann.

In der Thalmulde zwischen dem Eggberg und Hottingen liegt das Dörfchen Rickenbach; dahin lenkte er seine Schritte zum wackern Pfarrherrn, dem nun entschlafenen Joh. Baptist Riesterer, den der Dichter in seinem Trompeter so trefflich gezeichnet hat. Dort ist der gastliche Pfarrhof, in den der Dichter Jung Werner mit seiner Trompete treten ließ an der Seite des Pfarrers, von den Argusaugen der Köchin fixirt, welche für ihre schönen Forellen und die guten Weine des Herrn besorgt war.

In Willaringen blinkt ein Wirthshausschild, und einladend steht unter der Thüre der biedere Balthes, die weiße Schürze auf den Pluderhosen, hemdärmelig im rothen Brusttuch, eine prächtige allemannische Gestalt; von der Höhe herab grüßt das Haus des Bergalinger Fridli in die Thalsenkung. Es ist oft lustig zugegangen in den „Heiligen Drei Königen", nicht bloß in der Bauernschenke, wenn der Wasmerhans mit dem „Heidenwibli" ab der Egghalde tanzte, sondern auch in der Herrenstube, wenn die Säckinger „Stadtschlempen" das letzte Glas leerten und sich verabschiedeten des Nachts „um halber Zwelf". Aber ungestraft ging Keiner von dannen, ihn erwartete zürnend Waldgeist Maisenhardtus,

der Menschenfeind und der Zerstörer alles Dessen, was Menschenhände in seinem Walde gebaut haben. Sogar die Karlsruher wissen Das, sie haben's erfahren. Nicht der Dichter war's, wenn er sich gleich oft spät verabschiedete von seinen Freunden, den Malern, dem genialen Böttcher, der die schönen Mücken auf das blanke Getäfer in der Malerstube in Hottingen gemalt hat und den Schlüssel und die Sackuhr und die Tabakspfeife, von Kindler, dem Allensbacher Kinde, von dem jovialen Saal, dem früh Verstorbenen, und dem gemüthlichen Elsäßer Jundt, der die schöne Hotzenhochzeit gemalt hat, und den letzten Schnörzhut aufgekauft, die Näumeshi-Hemden nnd die faltenreichen Weiberröcke „for nach Paris in mein Atelier." Nicht der Dichter war's, sage ich, sondern ein Anderer, der im Maisenhardt im Zorn herumgeführt wurde und die ganze Nacht hindurch und in allen Holzwegen, der den Hahn krähen hörte in Jungholz und den Auerhahn balzen auf der Schweigmatt, bis er schweißtriefend wieder das Haus des Balthes fand, das ihn aufnahm. Wer aber einmal den Maisenhardt hinter sich hat, der kann ruhig fürbaß ziehen, der Bann ist gebrochen. Munter zieht er die Höhe hinab, und wenn er um die Kuppe des Eggbergs herumgekommen ist und eine mildere Luft ihn anweht, dann öffnet sich vor ihm das Thal und er verfolgt den Strom mit seinen Schlangenwindungen bis nach Wyhlen.

Dort liegt Beuggen, die alte Kommenthurei, dort Rheinfelden mit den rauchenden Kaminen seiner Salinen, dort Kaiseraugst, das alte Augusta Rauracorum. Unten blitzt es herauf aus dem alten Tannenforste, es ist der romantisch gelegene Bergsee. Noch eine weitere Biegung des Weges und wir sehen auf dem Jura die Häuser des vielgeprüften Hellikon, und unten an der Stromhalde Mumpf, die Geburtsstätte der berühmten Tragödin Felix Rachel. Aber unaufhaltsam treibt es uns hinab in's Thal an den Felswänden von Gneis und Porphyr vorbei, an denen die Stürme abprallen, die verrufenen Gäste von Säckingen. Wohl schwerlich hätten wir eine so meisterhafte Schilderung vom Sturm, wenn der Dichter nicht in Säckingen geweilt hätte. Nun steht die Mumpfer Fluh vor uns auf, die ebenbürtige aber schönere Schwester des Eggbergs, es blitzt uns der Strom von Osten entgegen, eine lange Brücke wird sichtbar, wir erblicken die Doppelthürme vom Gotteshaus der Waldstadt Säckingen.

Es ist ein schöner Sommermorgen. In raschem Schritte eilte uns der Ferger der Fabrik entgegen, in weitem Kreise revidirt er die Seidenstühle des Waldes. Der Waldmeister begegnet uns mit seinen Arbeitern,

er lenkt ein in den Pfad, der zum Silberboden führt, und langsamen Schrittes steigt der Hubersepp aus der Lochmatt den steilen Fußweg herauf, er ist heute Nacht den Eggberg hinabgeeilt. „Drum ist etwas gegangen auf dem Walde, sie haben den Wälderfridli gestochen auf dem dürren Ast in Hogschür, das Amt folgt mir auf dem Fuße.“ Er schlägt sich seitwärts den näheren Weg hinauf zum Katzenmoos, wir aber hören Pferdegetrampel und Peitschenknall, aus der alten Karosse streckt uns der Oberamtsrichter [1] die Hand entgegen, und es grüßt uns herzlich das alte Haus, der Bezirksarzt. [2] Bald erreichen wir das Ziel. Wir treten zum Wald hinaus und sehen die Stadt vor uns, die der Strom umfangen hält. Dort steht der alte, gewaltige Thurm, das Bollwerk gegen die Fluthen des Rheins, an dessen Fuße Jung Werner den angeketteten Kahn losband, um auf Fridolins Acker zu fahren, dort sehen wir drei Thürme, welche das Schloß des Freiherrn markiren und über alle Giebel erhebt sich das alte, gefürstete Stift. Wir gehen an den Mühlen vorbei, vor uns liegt das gastliche Bad, wo die Matrone von Basel Sommerfrische hält und der behäbige Rentner von Freiburg, wo die Krüdener einst Betstündchen hielt mit ihrem Anhange und Napoleon zu rasten pflegte mit Parquin, dem alten Gardeoberst vom Wolfsberg. Aus dem Fenster ruft uns eine bekannte Stimme zu, die freundliche Wirthin. Es reicht uns Gustav [3] die Hand, der sinnige „Leiner“ der Waldstadt, der treffliche Kenner ihrer Geschichte. Wir aber gehen weiter in den „schwarzen Wallfisch“, etwas moderner zwar, als sein Kollege in Ascalon, wo der Wirth die Rechnung in Keilschrift auf Ziegelsteinen brachte, doch trinkt man besseres Bier dort. Und nachdem wir uns erlabt am Gerstensaft, steigen wir die Stufen zur Fridolinskirche hinan und betreten andächtig das Gotteshaus, dessen weite Hallen tausende von Pilgern zu fassen vermögen. Wir betrachten den heiligen Schrein und die alten Gewänder, wir studiren die Grabmäler der Fürst-Aebtissinnen, welche einst über fernes Gebiet herrschten im Alpenland der Glarner. Durch das hohe, unschöne Portal verlassen wir das Gotteshaus, aus dem der Dichter die Fridolinsprozession sich entfalten und in deren Reihen er seine Bekannten einherschreiten ließ: den jungen Bürgermeister, [4] den Oberlehrer [5] und den Oberförster, [6] den sie in Wertheim begruben. Dann suchen wir den „Knopf“ auf, das Haus

[1] Oberamtsrichter Seidenspinner. [2] Medizinalrath Schmidt. [3] Gustav Malzacher. [4] Leo. [5] Villinger. [6] von Neubronn.

mit dem stattlichen Giebeldach, vor dessen Thüre der Dichter während der Prozession die Knopfwirthin stehen läßt, die arme Frau, die nicht an der Prozession Theil nehmen durfte, weil der Urahn der Knopfwirthe den geldarmen Fridolin unsanft vor die Thüre setzte. Aber der „Knopf" ist nicht mehr, die Heimath der Praktikanten und Referendäre, das Haus, in dem der Dichter gewohnt hat. Jetzt steht ein modernes Gebäude an seiner Stelle, in dem man Zucker und Kaffee verkauft.

Am alten Stifte vorbei, in dem jetzt viel Tinte vergossen wird, wo einst die gnädigen Fräulein sich Gott geweiht hatten und der Jungfrau Maria, wenden wir uns dem Schlosse des alten Freiherrn zu. Ein anderer Freiherr wohnt jetzt drinnen, ein liebenswürdiger Fabrikant,[1] der das Schloß zu einem wahren Edelsitze umgeschaffen und mit herrlichen Parkanlagen umgeben hat. Aber im Garten stehen noch die alten Kastanien, am Rhein noch das Gartenhaus mit der Ballustrade und der Terrasse von Stein, auf welcher der Dichter die Abende verbrachte, das Glas in die Höhe haltend und den Stoff prüfend. Aber von den Bildern des Fludribus ist nichts mehr zu sehen, andere sind an ihre Stelle getreten, vielleicht bessere; indessen ist die Ausfallspforte noch erhalten, in deren Nähe Jung Werner die verhängnißvolle Wunde erhielt.

Durch das enge Pförtchen betreten wir den schmalen Weg, der den Garten vom Friedhof scheidet, und lassen uns das eiserne Gitter öffnen. Uns begleitet der Knopfwirth,[2] er geht jetzt gebückter denn vordem, drum dieweil er Blumen pflanzt, seine Aurikeln und Pelargonien sind die schönsten im Städtchen. Aber der Wirthschaft hat er längst entsagt, er steht jetzt vereinsamt, denn seine Frau, die Knopfwirthin ist todt. Feuchten Auges zieht uns der Knopfwirth hinweg von den Gräbern seiner Lieben zu der Mauer mit dem alten bekannten Grabstein, wo in Stein gemeißelt zwei Namen stehen:

DOMN. FRANCISCUS WERNER KIRCHHOFER
ET DON. MARIA VRSVLA DE SCHÖNAVW
1690. 1691.

Die Säckinger haben heute einen Kranz hingelegt. Sie haben überhaupt des Dichters nie vergessen. Sein Name prangt in Stein gehauen am Waldsee, der den Namen Scheffelsee trägt, ihm zu Ehren haben sie eine Straße Scheffelstraße getauft und ihm das Ehrenbürgerrecht ge-

[1] Theodor Bally. [2] Brogli, ist vor wenig Jahren gestorben.

schenkt. Der Bürgerbrief, vom 2. Juni 1875 ausgestellt, wurde von Hrn. Otto Bally, damaligem Mitglied des Gemeinderathes, verfaßt, ausgeführt und im Auftrage der Behörde nach Radolfzell überbracht. Er lautet:

Dem hochwohlgebornen Herrn
Herrn Dr. Josef Viktor Scheffel in Karlsruhe
Inhaber hoher Orden,
dem

gefeierten vaterländischen Dichter und Schriftsteller, dessen liebliche Muse unserer Stadt Ansehen und guten Namen im weitesten Umkreise erhöht, und viele Freunde ihr neu gewonnen, haben wir in dankbarer Anerkennung solchen Verdienstes und als Ausdruck aufrichtigster Hochachtung, sowie als ein Merkmal bleibender innigster Verbindung unter heutigem das

„Ehrenbürgerrecht"

verliehen, worüber gegenwärtige Urkunde.

Säckingen, am 2. Juny 1875.

Der Bürgermeister:
Leo.

Der Gemeinderath:
Otto Bally.
Ignaz Berberich.
M. Zennier.
X. Leo.

Der Gemeinderath:
F. Baumgartner.
Schwander.
J. Mutter.
H. Schaubinger.

Wie sehr aber auch Scheffel diese Ehre zu schätzen wußte, bezeugt eine Photographie, welche er der Stadt Säckingen schenkte, und wovon Abzüge in Visitenkartenformat existiren. Scheffel ist darauf dargestellt, wie er seinen jungen neben dem Arbeitstisch stehenden Sohne, dem er den Bürgerbrief zeigt, eindringlich ermahnt: „Mein lieber Sohn Viktor! Die Stadt Säckingen und die Säckinger sollst Du immer lieb haben, weil sie Deinen Vater auch lieb hatten."

Wir sind inzwischen der Geschichte vorausgeeilt und kehren daher wieder zu unserm Thema zurück.

* * *

In Italien.

Schon in Säckingen zeigte es sich und später noch weit mehr, als Scheffel mit der Ernennung zum Sekretär an's Hofgericht nach Bruchsal versetzt wurde, daß es ihm unmöglich war, sich mit der Juristerei zu befreunden; je länger er in der Amtsstube saß, desto drückender wurden ihm die Fesseln, in denen er schmachtete; es zog ihn hinaus in die frohe Welt, er sehnte sich nach einem künstlerisch gestalteten Leben, und es regte sich in ihm eine gewaltige Schaffenskraft, die gebieterisch Bethätigung verlangte. In dieser gährenden Zeit griff er, da er ein hübsches Talent zum Zeichnen besaß, wiederholt zum Stifte, und so kam es, daß nach und nach der Gedanke in ihm reifte, Maler zu werden. Er nahm einen langen Urlaub und zog, um sein Ziel so bald möglich zu erreichen, direkt nach der Heimath der Kunst, nach Italien. Bereits unterwegs, in der Schweiz zeichnete er viele Skizzen und Landschaften, aber fortwährend drängte es ihn nach dem Lande der Citronen.

Im Mai 1852 kam er nach Rom, wo kurz vorher, im Herbst 1851, der Maler und Kunstgelehrte Eduard von Engerth, der Direktor des Belvedere in Wien, auf der Hochzeitsreise mit seiner jungen, blühenden Gattin eingetroffen war. Bald sammelte sich ein Kreis von deutschen Freunden, Malern, Bildhauern, Archäologen, um das junge Paar; ein großer Theil bezog im Frühling 1852 mit ihm die Sommerfrische zu Albano. Es waren Manche darunter, die später ihren Namen bekannt gemacht, der Archäologe Braun, der Maler und Dichter Hollpein — wieder Andere, die trotz ihres Talentes unberühmt geblieben, so eine feine, künstlerische Natur, der Schleswig-Holsteiner Lorentzen, und ein kurioser Kauz, ein kränklicher, verwachsener Mensch, der es dennoch Vielen an Lustigkeit vorthat, ein Berliner Maler Namens Schlegel. Auch an bedeutenden Frauen fehlte es dem Kreise nicht; da waren außer Engerth's Gattin die nachmalige Hofdame Fräulein von Schulte aus Hannover, die schöne Frau Malvine von Backhausen aus Norddeutschland, und ein allzeit munteres, älteres Mädchen, die Malerin Amalia Bensinger aus Schwaben. In diesen Kreis traten im Mai 1852 zwei neue Ankömmlinge aus Deutschland. Der Eine, ein schöner, hochgewachsener Mann, mit mächtigem, hellblondem Bart- und Haupthaar, war der Landschaftsmaler Willers aus Oldenburg; der Andere, Willers Schüler, ein junger, mittelgroßer Mann, mit fast bartlosem, feinem, geistvollem Gesichte, hieß Josef Scheffel.

„Ich stehe nicht unter dem Banne seiner spätern Berühmtheit," erzählt Engerth dem Schriftsteller Karl Emil Franzos, dem Herausgeber der „Neuen Illustrirten Zeitung" in Wien (Bd. II, Nr. 31), der wir diese hochinteressante Skizze über den Aufenthalt Scheffel's in Italien und auch sein Portrait entlehnen, „wenn ich Sie versichere, daß er uns Allen binnen wenigen Tagen theuer war, und daß wir insgesammt die Empfindung hatten, einem außergewöhnlich begabten Menschen und einem ungewöhnlichen Schicksal gegenüber zu stehen. Ein geistvoller, hochgebildeter Mann, hatte er einem Beruf, der ihn nicht befriedigte, dessen Anforderungen er jedoch in jeder Beziehung gewachsen war, entsagt, um sich unserer Kunst zu widmen. Gegen die Vernünftigkeit dieses Entschlusses schien so ziemlich Alles zu sprechen; nicht bloß, daß er Alles hatte aufgeben müssen, was er an Wissen und Arbeit für seine Zukunft angelegt; nicht bloß der entschiedene Widerspruch der Eltern, von denen er materiell ganz und gar abhängig war, sondern hauptsächlich sein Alter und die geringe Stufe der künstlerischen Vorbildung, auf der er stand. Sechsundzwanzig Jahre alt, war er eben erst dazu gekommen, nach der Natur zu zeichnen, an Pinsel und Palette durfte er noch lange nicht denken. Das war selbst bei außergewöhnlicher Begabung spät, vielleicht zu spät. Und lag hier eine solche Begabung vor? Wir konnten es nicht finden; unleugbares Talent war ja vorhanden, bei einem Dilettanten hätte man es sogar ein sehr hervorragendes Talent genannt, aber ungewöhnlich war an diesem Schüler der Kunst nicht die künstlerische Kraft, sondern nur die Begeisterung, der eherne Wille. „Ich will und muß ein Maler werden," sagte er und handelte darnach; an Fleiß und Energie übertraf ihn Niemand.

„Kurz — wenn je ein Künstler seiner inneren Stimme, seinem „Dämon" vertrauen durfte, so war Scheffel auf dem rechten Wege, als er unter Willers' Anleitung streng stylisirte Landschaftsstudien zeichnete. In diesen ersten Monaten hat ihn wohl kein Zweifel beirrt.

„Uns aber wollten die Zweifel nicht verstummen, und wir sprachen viel über seine Zukunft, eben weil wir ihn herzlich lieb hatten. Es war aber auch kaum anders möglich. Wie er früher und später war, weiß ich nicht, mir lebt Scheffel als einer der liebenswürdigsten, anregendsten Menschen, die ich je kennen gelernt, in der Erinnerung fort. Er sprach nicht bloß gern und viel, sondern auch ausgezeichnet in Form und Inhalt. Was hatte er nicht Alles gesehen und studirt! Er war so ziemlich in allen Sätteln gerecht; er wußte mit den Archäologen über Alterthümer,

mit uns Malern über Kunst, mit den Historikern über Geschichte, mit den Poeten über Literatur zu sprechen, zu disputiren, als ob er jedes Einzelnen spezieller Berufsgenosse wäre; nie war er um ein Faktum verlegen, und sein Standpunkt war stets ein geistreicher, ja nicht selten ein ganz origineller. Aber vielleicht das Beste daran war die Art, wie er sich gab — so durchaus natürlich und anspruchslos. Der Mann war nicht geistreich, weil er es sein wollte, er sprach nicht, um Andere zu überglänzen, sondern weil es ihm Bedürfniß war, sich mitzutheilen — ein Mensch voll der reichsten Gaben, voll überschäumender Kraft, eine reine, schöne, groß angelegte, glücklich entwickelte Natur: so ist Scheffel uns Allen erschienen. Und dabei als ein harmloser, munterer, bescheidener Mensch! Er war unter uns fröhlichem Künstlervolk vielleicht der Fröhlichste, jeden Tag wie ein Fest genießend, die Arbeit sowohl wie die Erholung. Kein Wunder, wenn uns Allen etwas fehlte, so oft „Sor Giuseppe", von seinem Arbeitseifer hingerissen, zu spät oder gar nicht beim Mittagsmahl erschien. Gleichwohl verließ uns ihm gegenüber eine zwiespältige Empfindung nicht; wir freuten uns des prächtigen, erquicklichen Genossen und dabei mußten wir doch immer denken: „Jammerschade, wenn aus diesem ungewöhnlichen Menschen nichts weiter werden soll, als nach langen Jahren harter Arbeit ein Landschaftsmaler, wie viele Andere."

„Ihm gegenüber sprachen wir dies freilich nicht aus; es hätte ihn gekränkt, und zu welchem anderen Berufe konnten wir ihm rathen?! Die praktische Juristerei widerte ihn an, zu einer Gelehrten-Laufbahn, etwa als Historiker oder Germanist, fehlte ihm wohl nicht die Vorbildung — er wußte auf beiden Gebieten so viel, wie mancher junge Dozent — aber die Neigung; auch sahen wir ja klar, daß er eine Künstler-Natur war. Da deutete er uns selbst an, welcher Weg wohl der richtigste für ihn wäre. Nicht etwa, daß er uns von seinen dichterischen Versuchen oder Plänen gesprochen hätte. Im Gegentheil! — das war so ziemlich das Einzige in seinem Leben und Streben, worüber er niemals sprach, so daß wir Monate lang keine Ahnung davon hatten, daß er schon manches Lied geschrieben und sogar hatte drucken lassen. Aber seine Erzählungsweise brachte uns darauf: das ist ja ein Dichter! Wenn wir so beim Mittag- und Abendessen beisammen saßen und er uns ein Erlebniß aus seiner Heimath, eine seltsame Gestalt oder Begebenheit aus seiner Studentenzeit oder Rechtspraxis erzählte, schon da mußten wir uns dies unwillkürlich sagen, denn wie rund kam dies Alles heraus, wie künstlerisch gefügt und abgewogen! —

und noch mehr, wenn er Etwas berichtete, was Einige von uns selbst mitangesehen: eine Begegnung mit einem Betteljungen oder einem Hirten in der Campagna, eine Exkursion in die Berge, das Gehaben unserer Wirthsleute u. s. w. Es war ja Alles wahr, und doch ganz anders, als wir's gesehen; wie wußte seine Phantasie abzurunden, sein Gemüth zu verklären, sein Geist zu vertiefen! Scheffel konnte mündlich erzählen, wie ich's kaum wieder von Jemand gehört habe; die einfachste, nüchternste Begebenheit wurde in seinem Munde spannend und reizvoll. Dabei sprach er unaffektirt, wie immer, und dennoch ganz anders, als sonst im Gespräch; nicht bloß was den Ton der Stimme, sondern auch die Ausdrucksweise betrifft, welche durchaus eigenthümlich war und Wendungen aufwies, wie man sie sonst wohl nur schreibt, aber nie spricht.

„Ich erinnere Sie, um Ihnen von dieser individuellen Färbung seiner mündlichen Erzählungen eine Anschauung zu geben, an den „Ekkehard"; das ist sein natürlichstes Werk; als ich es las, hörte ich immer seine Stimme; der Wechsel der Tonart, die Sprache, welche gern mundartliche und alterthümliche Ausdrücke braucht, der Zug von Selbstironie — dies Alles erinnerte mich auf das Lebhafteste an unsere Abende in Albano. Und an einem solchen Abend war's, daß meine Frau unwillkürlich ausrief: „Aber Scheffel, Sie sind ja ein Dichter, warum schreiben Sie das Zeug nicht auf?!" Wir Anderen stimmten lebhaft bei, ihn aber schienen diese Worte zu verstimmen, er schwieg und erwiderte dann mit gezwungenem Lachen, er sei nur ein Maler und wolle nichts Anderes sein. Gleichwohl war damit das Eis gebrochen, einige Tage später gestand er uns, daß er Gedichte gemacht, auch wohl daran gedacht, sich ganz auf die Poesie zu werfen, doch damit sei es nichts. Wir widersprachen lebhaft und ermunterten ihn, doch mindestens einen größeren Versuch zu machen, eine Erzählung, ein episches Gedicht zu schreiben — es sei doch ganz unmöglich, daß ihn aller Zauber seiner mündlichen Erzählungskunst verlassen werde, sofern er die Feder ansetze. „Vielleicht später einmal," erwiderte er, „wenn ich bereits ein Maler von Ruf bin. Dann schadet's nicht mehr, wenn ich ab und zu etwas schreibe. Jetzt würde es schaden, es könnte mich von dem Berufe ablenken, für den ich geboren bin."

„Aber das blieb nicht sein letztes Wort in jenen Tagen. Wir bemerkten bald, daß eine Veränderung in ihm vorging. Minder fleißig wurde er nicht, aber ernster und nachdenklicher. Nun kam es vor, daß er ganze Abende lang schwieg. Fragten wir ihn, was ihn bedrücke, so

schüttelte er den Kopf; forderten wir ihn auf, doch wieder einmal etwas Hübsches zu erzählen, so lehnte er ab; ihm falle nichts mehr ein, wir hätten ihn nach dieser Richtung überschätzt, u. s. w. Den wahren Grund verrieth er mir, als er mir eines Tages — es war schon im Herbste — bei einem Spaziergange, den wir selbander unternommen, voll Bitterkeit sagte: „Ich merke wohl, Euch Allen gefallen meine Geschichten mehr, als meine Zeichnungen. Und das thut mir sehr, sehr weh. Denn was soll Anderes aus mir werden, als ein Maler?!" — „Ein Dichter," erwiderte ich; und weil ich fühlte, daß diese Stunde vielleicht von Bedeutung sein könnte für das Schicksal eines hochbegabten und meinem Herzen theuren Mannes, so hielt ich mich in meinem Gewissen für verpflichtet, ihm nichts zu verhehlen, was ich dachte. Ich hielt ihm vor, wie spät er zum Malen kommen werde, daß er sich hier erst die Handwerksbehelfe aneignen müsse, ehe er an künstlerische Thätigkeit denken dürfe. Für die Dichtkunst bringe er sein Geschick des Ausdrucks, seine hohe Bildung, seinen feinen Geschmack mit. Er hörte mich blaß und stumm an, dann nickte er mir schweigend einen Gruß zu und verließ mich. Von da ab vermied er es einige Tage lang, mit mir allein zu sein; daß er mir nicht grollte, konnte ich aus der verdoppelten Freundlichkeit ersehen, mit der er mir begegnete, wenn wir uns in Gesellschaft Anderer trafen.

„Mit Anbruch des Winters kehrten wir und die Freunde nach Rom zurück; da wir in unserer Wohnung in der Via Isidoro einen großen Saal hatten, so sahen wir fast täglich den ganzen Kreis bei uns. Auch Scheffel kam bis in den Januar 1853 recht oft; seine Stimmung war eine wechselnde, aber nun sprach er mit meiner Frau und mir offen über seine Zweifel und Kämpfe, und das schien ihn zu erleichtern. Gleichsam als graphische Darstellung dieser Gespräche, welche sich ebenso um seine persönliche Veranlagung, wie um das Wesen der beiden Künste drehten, entwarf ich eine Zeichnung, auf der ich ihn als „Herkules am Scheidewege" verbildlichte: Scheffel sitzt im schwarzen Frack da, ein Löwenfell um die Schultern, eine Keule in der Hand; zwei Frauengestalten, die Malerei und die Dichtkunst, umschmeicheln ihn. Er lachte herzlich über den wohlgemeinten Scherz und wurde nicht müde, die Zeichnung zu betrachten. Dann aber ward er wieder schweigsam, ja finster, wie wir ihn bisher nicht gekannt. Selbst meiner Frau, an der er sonst mit rührender Verehrung hing, vertraute er nun nicht mehr an, was ihn drückte. Und im Februar war er plötzlich verschwunden, er schrieb nur eine kurze Zeile:

er müsse fort in die Einsamkeit. Dann erfuhren wir zufällig, daß er auf Capri sei. Wir haben einander nie wiedergesehen, wohl aber sind wir all' die Jahrzehnte hindurch in Briefwechsel geblieben. Und das erste Schreiben, welches wir schon nach unserer Rückkehr in die Heimath, im Dezember 1853 von ihm erhielten, klärte uns darüber auf, was er auf Capri getrieben."

So weit Engerth's mündliche Erzählung.

Aus Heidelberg, wo Scheffel sich bei Schlosser Kraus, gegenüber dem Museum eingemiethet hatte, richtete der Dichter am 17. Dezember 1853 bei Uebersendung des „Trompeters" einen Brief an Frau v. Engerth, dem wir folgende bemerkenswerthe Stellen entnehmen:

. . . „Ich weiß selber kaum, wie ich dazu kam, es zu schreiben. In dem prächtigen Sommer im Albanergebirg, in dem frischen, strebsamen Künstlerleben und in den heitergeselligen Stunden, die sich unsere Kolonie dort schuf, ist mir, ganz unbewußt, eine poetische Ader aufgegangen — später in Rom ließ mich der Gedanke nicht mehr los und ich hatte keine Ruhe mehr, bis in der Einsamkeit von Capri der mitfolgende Sang ausgebrütet war. Hiernach wird sich auch mein damaliges schnelles Abreisen im Februar erklären. Sie haben mich oft freundlich neckend gefragt, was die Falten auf der Stirn bedeuten sollen, die mich unwillkürlich anflogen; ich hab's selber kaum gewußt, vielleicht waren's die Anfänge des „Trompeters", die mich damals plagten. Seit jener Zeit hab' ich wenig frohe Stunden mehr gehabt; in der Heimath erst häusliche Betrübniß, dann wie Gottlob wieder Alles leidlich beruhigt war, überfällt mich eine Augenentzündung, die durch anfängliche Vernachlässigung so hartnäckig wurde, daß ich jetzt wieder seit acht Wochen meine Stube nicht verlassen habe. Das ist aber Alles nicht viel; dagegen bin ich, bei klarer Betrachtung der Verhältnisse und bei dem ernst und bestimmt ausgesprochenen Willen meiner Eltern, vorerst von meinen Lieblingsgedanken, mich ganz auf die Malerei zu werfen, wieder abgegangen — und den Schmerz hierüber werde ich sobald nicht los, da mein innerster Beruf mich dahin zog. Es wird mir immer deutlicher, daß das Schönste und Beste, was sich der Mensch im Leben wünscht, nicht in Erfüllung gehen darf — warum? Vielleicht gerade weil er sein größtes Glück nicht zu ertragen fähig ist, und weil einmal die Entsagung auch zu den menschlichen Dingen gehört, wie der Schatten zum Licht.

„Darum kommt immer eine unendliche Wehmuth über mich, wenn ich an Rom denke oder schreibe; es ist mir, als ob das Wasser von Fontana Trevi noch auf den Lippen brennte; und wenn mich freilich die Erinnerung oftmals wieder hinausträgt auf die Ariccianer-Straße oder zum Albanersee, oder mit lustiger Kavalkade und arri-he somaro! hinauf auf den Monte Cavo; oder aber zum Kaminfeuer Ihres Saals in der Via Isidoro, wo wir so manche heitere Stunden verbrachten, so ist dann die Enttäuschung nur um so größer, wenn ich die Augen wieder aufmache und den Schnee des Heidelberger Marktplatzes vor mir habe. Ich kann dann sagen wie Platen:

Was hab' ich nun Gebliebenes
Von all' der Lust und Pracht,
Als weniges Geschriebenes,
In schlechten Vers gebracht?

denn außer den Zeichnungen in meinen Mappen wird dieses Büchlein das einzig sichtbare Denkmal meiner Thätigkeit in Italien sein . . ."

„Für uns Albaner Gesellschaft habe ich ausdrücklich eine Stelle im Büchlein stehen lassen, deren Sinn sonst Niemand recht klar sein kann; Sie finden sie auf Seite 292, und Fräulein Bensinger wird mir ein schön Gesicht machen, wenn ich's ihr zeige."

Diese Stelle bedarf einer näheren Erklärung, da deren Sinn allerdings bisher Niemandem recht klar war. Die Verse sind der Schilderung des feierlichen Aufzuges in der Peterskirche (XV. Kapitel des „Trompeters") eingewebt und lauten:

„Mit den Franziskanern aus dem
Kloster Ara coeli kam der
Prior auch von Palazzuola.
Am Albanersee, im schatt'gen
Waldabhang des Monte Cavo
Steht sein Klösterlein, es mag das
Herz dort stille Träume träumen;
In Gedanken schritt er selber,
Und, wer weiß warum, sein Murmeln
Klang nicht wie Gebet, es klang wie:
„Fahre wohl, Amalia!"

Es ist eine liebenswürdige Neckerei des Dichters gegen seine Landsmännin und ehemalige Kunstgenossin, Fräulein Amalia Bensinger. Auf einer der Exkursionen, welche unsere heitere Künstlerschaar unternahm, kamen sie, so erzählt K. E. Franzos, auch nach dem Kloster Palazzuola. Männ-

lein und Weiblein lechzten gleichermaßen nach einer Erquickung und der würdige Prior ließ ihnen vor dem Kloster Labung reichen. Unter den ungewohnten Gästen nun gefiel ihm Niemand besser, als Fräulein Amalia, und er machte ihr — in allen Ehren natürlich, und soweit es ihm Würde und Alter gestatteten — den Hof; es war eine recht praktische Huldigung, der alte Mann ließ dem muntern Mädchen die besten Bissen vorsetzen. Viel wurde die Künstlerin dann mit der Eroberung geneckt, die sie an dem Prior gemacht, und nun leben diese harmlosen Scherze — recht wie die Eintagsfliege im Bernstein — so lange fort, wie der „Trompeter" lebt ... An dieser Stelle sei auch bemerkt, daß jene Scene aus der römischen Campagna, wo der Maler den Archäologen und den Historiker in der Ausdeutung einer verwüsteten Mosaik schlägt, indem er hinzeichnet, wie sie gewesen sein mag, und die Scheffel so sinnreich im Vorwort zum „Ekkehard" verwendet, gleichfalls ein Erlebniß aus der Albaner Zeit ist.

Der Briefwechsel zwischen Scheffel und seinen Wiener Freunden Engerth hat, wie bereits erwähnt, bis kurz vor des Dichters Tode fortgewährt. Einiges daraus sei mitgetheilt, soweit es nicht private Dinge und Empfindungen betrifft, welche nicht vor die Oeffentlichkeit gehören. So sendet Scheffel am 27. Juni 1872 der Freundin voll Stolz eine Photographie seines prächtig gedeihenden Jungen — „möge uns," fügt er hinzu, „die Weltausstellung 1873 ein Wiedersehen in Wien vergönnen." Es war Scheffel nicht möglich zu kommen und die Gastfreundschaft zu genießen, welche ihm die alten Freunde anboten, da er im Sommer jenes Jahres lebensgefährlich erkrankte. Aus einem Briefe vom 8. Mai 1878, zwei Jahre nach seinem Jubiläum, zu einer Zeit, da er seiner Nobilitirung wegen herbe Angriffe erfuhr, lassen sich folgende Zeilen citiren:

„Vor zwei Jahren wurde ich mit Ehren überhäuft, das Jahr 1878 bringt mir gehässige Anfeindungen. Das Motiv hiezu ist die Auszeichnung, die mir der Großherzog von Baden zu Theil werden ließ (NB. ohne mein Ansuchen), und ein harmloses Gedicht zu dessen Regierungs-Jubiläum im April 1877. Wer mich kennt, lacht über die Lügen, daß ich ein „Hofschranze" geworden. Ich lebe meist in ländlicher Ruhe am Bodensee und verstehe mich schlecht auf Bücklinge. Mir geht es trotz dieser Kränkungen recht gut, mein Knabe Viktor gedeiht heran, ich wünschte Ihnen einmal mein ländliches Anwesen am Bodensee zeigen zu dürfen, ein landschaftlich reizvolles Tusculum bei Radolfzell."

Aus Karlsruhe schreibt Scheffel am 20. Januar 1882 an Engerth unter Anderm über seinen stets bedrohten Gesundheitszustand: „Im vorigen Jahr war ich von Asthma und anderen „Rupfern" schwer geplagt und hoffte wenig Besserung; zweimonatliche Fasten und Leben in frischer Luft mit Baumpflanzen, Gärtnerei, Jagen und Rudern hat mich leidlich wieder geflickt."

Im November 1883 hatte Scheffel das Unglück, einen schweren Fall auf der Treppe seines Hauses zu thun. Auf die besorgte Anfrage der Freunde erwiderte der Dichter durch folgende Zeilen:

„Karlsruhe, 9. Dezember 1883.

Herzlichen Dank für alle Sorge und Theilnahme. Der Sturz war schwer, der linke Armknochen ganz aus der Schulter, aber nicht gebrochen. Ein Bruder oder Neffe Ihres Kriegsministers v. Bekk, hier Generalarzt und bekannt als chirurgische Autorität, richtete ihn glücklich und sofort wieder ein, jetzt sind die Schmerzen überstanden und keine Gefahr, nur Geduldprobe; und wenn ich nächstes Jahr am See keine Enten schießen kann, so ist das für diese kein Unglück! Viel habe ich unserer schönen Tage von Albano gedacht, da mich neulich ein Freund von Willers, Kammerherr Alten in Oldenburg, um Notizen bat. Tausend Grüße! Scheffel."

Im Juni 1884 sendet er ein Porträt und begleitet es mit folgenden Worten: „Gegenwärtig bin ich noch recht angegriffen, und wenn das anliegende Lichtbild Recht hat, so fange ich an zu altern, wie Gott will! Um so besser gedeiht mein Sohn Viktor heran, der bereits eine Faust höher ist als sein Papa und auch die Enten auf dem See besser schießt, als ich ... Oft noch sind meine Erinnerungen im sonnigen Albano- und Sabinergebirg; an des letztern Kalkfelsen gemahnt mich manch ähnliche Landschaft der württembergischen rauhen Alp, die ich manchmal als Forellenfischer durchstreifte. Aber es gibt kein zweites Italien!"

Dem letzten Schreiben endlich, welches Engerth von dem Freunde erhalten — es ist aus Radolfzell, 22. Juni 1884 datirt — seien folgende Worte entnommen:

„... Ich hoffe, daß Sie mein spärliches Briefschreiben meinem Arzte zur Last legen, der auch seit Monaten zu einem fortwährenden Leben im Freien ermahnt; wo ich nur bedaure, nicht mit Stift und Mappe ausziehen zu können wie ehemals ... Die Leiden des Armes sind gehoben, aber Blutandrang nach dem Kopfe verbittert noch immer manch' guten Tag ..."

So knüpft das letzte Blatt von seiner Hand an das erste an und beweist, wie treu er die wehmüthige Erinnerung an seine Künstlerfahrten bewahrt, an die Tage von Albano, Rom und Capri, an seine Sturm- und Drangzeit!

Der „Trompeter von Säckingen".

Nach Jahresfrist, im Mai 1853, kehrte Scheffel wieder in die Heimath zurück. In seiner tiefen Schwermuth in den sonnigen Bergen von Albanien, als heftige Kämpfe in seinem Innern tobten, wandte sich sein Auge unwillkürlich nach der fernen Heimath und dem stillen Säckingen, zu dem dunkeln Tann des Schwarzwaldes, wo solche schwere Kümmernisse ihn noch nicht durchschüttert hatten. Und dabei stiegen Gestalten vor ihm auf, die schon daheim seine Phantasie beschäftigt hatten: ein liebliches blondes Mädchen, das vor Zeiten im Schloß zu Säckingen gewaltet, und ein kecker frischer Trompeter, der sich das Schloßfräulein erobert. Endlich packte er seine Skizzen zusammen und suchte den „Spuck zu bannen". Doch Rom war nicht der Ort dazu.

Er zog daher noch weiter südlich, nach dem lieblichen stillen Felsen-Eiland Capri, wo er sich in der alten berühmten Künstler-Herberge Pagano einquartirte und alsbald auch eifrig zu schaffen begann.

„Manchen goldgrüngelben Seefisch,
Manchen Hummer und Polypen
Zehrt' ich auf, und unbarmherzig
Trank ich, wie Tiber, den Rothwein:
Unbarmherzig dichtend schritt ich
Auf dem Dach — es wiederhallte
Metrisch, und der Bann gelang mir" —

so berichtet er selbst. Frohen Herzens verließ er nun Capri wieder und fuhr hinüber nach Sorrent, wo sein Freund Paul Heyse weilte und des vollendeten Werkes harrte.

Fünfundzwanzig Jahre später hat Heyse bei einem abermaligen Besuche von Sorrent in einer poetischen Epistel an Scheffel den Freund wieder an jene sonnigen Tage erinnert. Warmherzig schreibt er:

„Lieber alter Freund, gedenkst Du
Unsrer Sorrentiner Tage,
Da wir in der Rosa Magra
Jener billigen, bescheid'nen
Künstlerherberg alten Styles,

Traulich hausten Thür an Thür?
Du, von Capri erst gelandet,
Da wir kaum in rothem Landwein
Uns den Willkomm zugetrunken,
Gabst des Säckinger Trompeters
Erst Kapitel mir zum Besten,
Frisch gedichtet in Pagano's
Palmenschatten; ich dagegen
Ließ Dich seh'n die Arrabiata
Kaum noch von der Tinte trocken."

So entstand der „Trompeter".

In der Vorrede zu diesem „Sang vom Oberrhein" hat Scheffel selbst das Auftauchen des ersten Impulses dazu nach Rom verlegt:

An einem regnerischen Wintertag,
Da stieg wie ein Traum der Schwarzwald
Vor mir auf und die Geschichte
Von dem jungen Spielmann Werner
Und der schönen Margaretha.
An der Beiden Grab am Rhein
Stand ich oft in jungen Tagen.

Wir haben im ersten Jahrgange dieser Zeitschrift (S. 293) erzählt, wie Werner Kirchhofer, ein aus ganz niederer Abkunft stammender Mann, dem ein Edelfräulein Maria Ursula von Schönau in zarter Minne zugethan war, zur Gattin errang und mit ihr (bis 1690) ein langes und glückliches Eheleben führte. Die Wahrnehmung, daß Scheffel, dieser ächt deutsche Gemüthsmensch aus allemannischem Stamm, gerade inmitten der Pracht und Paradiesesherrlichkeit des Golfs von Neapel darauf verfiel, die Idyllik des deutschen Waldes und den deutschen Rhein, deutschen Brauch und deutsche Treue, in einem Sang von der Liebe Jung-Werners zur blonden Freiherrentochter zum Gegenstand seines Dichtens zu machen, dieser Zug kennzeichnet die Eigenart Scheffel's besser, als lange ästhetische Erörterungen es könnten. Er erklärt aber auch den realistisch-lebendigen Charakter dieses romantischen Gedichts, das sich von jedem unklaren Ueberschwang, jeder schwächlichen Sentimentalität frei hält und an Anschaulichkeit mit den Werken moderner Realisten wetteifert, ja der Mehrzahl nach übertrifft. Wer daher die aus Capri, den 1. Mai 1853 datirte Zueignung der ersten Auflage des Trompeters übersieht, wird ihre Genesis nur halb verstehen. Es ist keineswegs gleichgültig, daß zu den freundlichen Pathinnen dieses Musenkinds auch das Heimweh gehörte;

daß just in der Einsamkeit des kapresischen Felseneilands Scheffel dies „Schwarzwaldlied“ gesungen und daß es in Rom war, als vor des Dichters Seele wie ein Traum die „Geschichte von dem jungen Spielmann Werner und der schönen Margaretha“ emporstieg:

„An der Beiden Grab am Rheine
Stand ich oft in jungen Tagen;
Vieles doch vergißt man wieder,
Was am Rhein begraben liegt.
Jetzo, wie dem Mann, dem plötzlich
Laut das Ohr klingt, als ein Zeichen,
Daß die Heimath sein gedenket,
Klang mir die Trompete Werners
Durch den römischen Winter, durch den
Blumenscherz des Karnevals.
Klang erst fern, dann nah' und näher,
Und gleich dem Krystalle, der aus
Dunstig feinen Luftgebilden
Niederschlägt und strahlend anschließt,
Wuchsen mir des Lieds Gestalten.
Sie verfolgten mich bis Napel.
— — — — — — — —
Dies war mir zu bunt — ich sann jetzt
Ernstlich diesen Spuck zu bannen.
Bei der schönen Luisella
Bruder, bei dem pfiffig krummen
Apotheker von Sorrento
Ließ ich blaue Tinte mischen
Und fuhr über's Meer nach Capri.“

Diese poetische Vorrede zum „Trompeter“ ist eine der spärlichen autobiographischen Mittheilungen, welche wir dem Dichter verdanken. Wie Alles, was von ihm stammt, vermittelt sie uns ein lebensvolles Bild, das trotz der leichten Konturen fest und bestimmt wirkt und auch der Würze des Humors nicht entbehrt. Wir erfahren den Namen des Wirths, bei dem er in der Stadt Capri Einkehr hält und auf dessen Hausdach auf- und niederwandelnd er dann die Güte seiner Trochäen im Taktschritt prüft. Er führt uns das im Gegensatz zur naiven Inselbevölkerung, Auffallende im Wesen eines in sich gekehrten Dichters vor Augen, der nur dann und wann seine Gedankenarbeit unterbricht, um „wie Tiber“ den Rothwein der Insel zu trinken — alla tedesca. — Der Mangel an subjektiver Unmittelbarkeit in Scheffel's Lyrik, sein Trieb, das eigene Empfin-

den freigeschaffenen Gestalten, fahrenden Leuten, Mönchen und Rittern in die Seele zu legen, macht uns solche Ausnahme besonders werthvoll.

„Der „Trompeter," sagt Ludwig Salomon, ist eine der anmuthigsten und liebenswürdigsten Schöpfungen unserer neueren Poesie. Die Handlung ist zwar nicht besonders festgefügt, und die Rhythmik zeigt manche burschikose Nachlässigkeit, aber der ganze Ton der Dichtung ist so frisch, so herzerquickend, die verschiedenen Personen sind so prächtige, liebenswerthe Menschen, die vielen bunten Situationsbilder so lebenswahr, so packend, daß wir uns dem Zauber des reizvollen Epos nicht wieder entziehen können, sind wir einmal mit dem Dichter in das Schwarzwalddunkel eingetreten."

Die Anregung, die dichterische Ideenfülle, den frischen, kecken, gemüthvollen Humor, der dem Gedichte einen wundervollen Zauber verleiht, brachte, so schreibt ein dritter Biograph, der damals Sechsundzwanzigjährige aus dem Schwarzwalde mit, dessen stärkender Waldesduft uns aus jedem Verse des köstlichen Gedichtes entgegenweht, mit nach Italien. Zahlreiche, zum Theil schon früher entstandene Lieder verflocht Scheffel darin und gab dadurch der realistischen Darstellung einen hoch poetischen Reiz. Die Lieder selbst wurden mehrfach komponirt; zuletzt hat Viktor Neßler's Benutzung dieses Gedichtes zu seiner bekannten Oper, in welche verschiedene von den Liedern wörtlich hinüber genommen wurden, diesen eine im weitesten Sinne volksthümliche Verbreitung gegeben. Hatte der Komponist für den Erfolg seiner Oper viel dem Dichter Scheffel und der Volksthümlichkeit seines Gedichtes zu danken, so wurden auch Scheffels Lieder durch die Oper in die weitesten Schichten des Volkes getragen, denen sie früher bei aller Volksthümlichkeit doch verschlossen geblieben waren."

Der literarische und kaufmännische Erfolg des „Trompeters" ist ohne Beispiel, bis jetzt ist er in etwa 140 Auflagen und Ausgaben verbreitet. Der „Trompeter" entstand 1853 und erschien 1854, allein es vergingen einige Jahre, bevor er zur Geltung gelangte; dann aber ging es rasch mit den Auflagen und damit war Scheffel's Stellung in der Literatur sicher begründet. In bewußtem und gewolltem Gegensatz zur herrschenden Tendenzpoesie sowohl, als zu jener blassen Sentimentalität, die namentlich mit Redwitz' Amaranth in die weitesten Kreise eingedrungen war, schallte der „Sang vom Oberrhein" in kecker und fröhlicher Naturwüchsigkeit in die Welt hinaus. In froher Frühlingsahnung war er dem Dichter

aus dem Herzen gesprungen und wie Frühlingswehen mächtig und gelind weckte er weithin in den Herzen neues Knospen und Blühen. Durch Stoff, Behandlungsart und zahlreiche Einzelnheiten sich entschieden der romantischen Richtung anschließend, hob der „Trompeter von Säckingen" sich gleichwohl sofort markig und vortheilhaft von den landläufigen Dichtungen ähnlicher Art ab. Da war nichts zu verspüren von jener nebelhaften Verwaschenheit, jenem falschen poetischen Duft, der Alles in den Schleier blauer Ferne hüllt, da traten die Konturen scharf und deutlich heraus und die Farben flossen nicht in eintöniges Grau zusammen, sondern leuchteten frisch und hell, ob nun Menschen und menschliches Treiben oder Strom, Berg und Wald geschildert waren. In treuem, verständlichem Bilde trat die Vergangenheit der Gegenwart nahe.

Wir sehen hier Scheffel bereits auf dem Wege zu „Ekkehard".

Ekkehard.

Trotz der heitern Tage von Heidelberg fühlte sich Scheffel auch zu einer ernsten und großen Dichtung aufgeregt, zu dem Roman „Ekkehard", dem Bedeutendsten, was der Dichter geschaffen hat. Den ersten Impuls zu diesem Roman empfing Scheffel, als er Pertz' „Monumenta Germaniae" studirte und dabei auf die St. Galler Klostergeschichte stieß, die der Mönch Ratpert begann und Ekkehard IV. bis an's Ende des 10. Jahrhunderts fortführte. Verschiedene Episoden dieser schlichten Klosterchronik mutheten ihn so an, und beschäftigten seine Phantasie so lebhaft, daß er nun die eingehendsten Lokalstudien machte und auf diese schließlich das große Gebäude seines Romans aufbaute. Der Schauplatz dieses Romans umfaßt die Gaue diesseits und jenseits vom Schwarzwald bis zu den Appenzellerbergen, und spielt sich besonders auf der Burg Hohentwiel und in den Klöstern von St. Gallen und Reichenau ab. Trotz der Fülle des gelehrten Materials, welches in der Erzählung aufgespeichert ist, tritt dasselbe dem Leser doch nirgends mit der anspruchsvollen Zudringlichkeit entgegen, wie das in den neueren archäologischen Romanen bis zum Ueberdruß der Fall ist. In Scheffel's Ekkehard ist eben das wissenschaftliche Material vollständig verarbeitet; die gelehrten Studien des Dichters verrathen sich durch nichts Anderes, als durch die bis in's Kleinste treue, landschaftliche und volksartige Schilderung. Die Zeit und die Gegend, worin die Geschichte der lieblichen Herzogin Hadwig von Schwaben und des herrlichen poesieumwobenen Mönches Ekkehards spielt, gewinnen

vor uns anschauliches und fesselndes Leben; die Menschen, welche das romantische Land bevölkern, scheinen mit ihrem Denken, Empfinden und Handeln in den scharfen Umrissen, in denen sie gezeichnet sind, wirklich jener gewaltsamen Zeit enthoben zu sein. Das Leben in den Burgen und Schlössern, der Fürsten und Großen, in den Klöstern, in den Hütten der Landbewohner gewinnt vor uns Gestalt; kein Verhältniß, keine Beziehung der Zeit bleibt unberührt, ja selbst von den Einfällen der Hunnen erhalten wir anschauliche Kunde, ohne daß uns auch einmal nur das Bestreben, belehren zu wollen, entgegentritt. Dabei ist die Schürzung des Konflikts von ergreifender Tragik.

Die Geschichte des „Ekkehard" ist einfach: Hedwiga, die regierende Herzogin in Schwaben, Wittwe des alten Herzogs Burkard, noch jung und schön, energischen und stolzen Charakters, lernt bei einem Besuch im Kloster St. Gallen den Mönch Ekkehard kennen und liebgewinnen. Sie hatte nämlich als Schutzherrin der Abtei Eingang in dieselbe verlangt; der Abt wagte nicht, die mächtige Herzogin zurückzuweisen, und doch durfte nach der Regel des heil. Benedikt keine Frau die Schwelle des Klosters betreten. Da riß ihn der junge und gelehrte Mönch Ekkehard aus der Verlegenheit, indem er den Rath ertheilte, die Herzogin über die Schwelle zu tragen. Er selbst erhielt den Auftrag, dies auszuführen und die Herzogin ließ sich gerne von dem jungen, schönen Manne in die Arme schließen. Als sie in wiederholten Unterredungen den edlen Sinn und die Gelehrsamkeit Ekkehard's kennen lernte, erbat sie sich denselben auf ihre Veste Hohentwiel, um von ihm in der lateinischen Sprache unterrichtet zu werden. Die Neigung, welche die Herzogin schon bei ihrem Besuch im Kloster zu dem liebenswürdigen Ekkehard gefaßt hatte, entwickelte sich bei dem nahen Zusammenleben zur innigen Liebe, die der unerfahrene Mönch nicht verstand. Später, als er selbst von Liebe zu der hohen Frau ergriffen wurde, suchte er aus Gewissenhaftigkeit und Pflichtgefühl Erklärungen auszuweichen, so als ihm die Herzogin zum Kampf gegen die Hunnen das Schlachtschwert ihres verstorbenen Gemahls überreichte. Diese Kälte mußte die Herzogin verletzen, ihre Liebe verwandelte sich in Geringschätzung und Haß. Aber je mehr sie ihn jetzt zurückstieß, desto mächtiger wurde seine eigene Leidenschaft, so daß, als er einst mit ihr in der Burgkapelle zusammentraf, er alle Besinnung verlor, sie stürmisch an seine Brust riß und ihr Gesicht mit Küssen bedeckte. Er wurde dabei von feindlich gesinnten Mönchen überrascht, die ihm mit den härtesten Strafen drohten und ihn bis zum

Tage des Gerichts einsperrten. Da erbarmte sich die Griechin Praxedis, die Gesellschafterin der Herzogin, des Unglücklichen, und verhalf ihm zur Flucht. Er kam auf derselben in das Land Appenzell, wo er im Wildkirchlein als Einsiedler lebte, die verlorene Ruhe wieder gewann und das schöne Lied Waltharius aus der deutschen Heldensage in lateinischer Sprache schrieb, von welchem Scheffel eine vorzügliche Uebersetzung giebt. Als der Winter anbrach, verließ Ekkehard seine Einsiedelei, aber man erfuhr nicht, wohin er sich gewendet. Nur so viel wurde bekannt, daß er bei der Burg Hohentwiel vorüberging und sein der Herzogin gewidmetes Waltarilied mit einem Pfeil in die Burg schoß.

So einfach die Geschichte ist, so reich ist die Ausführung, die mit großer Klarheit fortschreitet und immer lebendigeres Interesse erregt. Die Charaktere, mit psychologischer Schärfe gezeichnet, werden durch ihre Reden und Handlungen zur lebendigsten Anschaulichkeit gebracht. Außer den beiden Hauptpersonen, deren Eigenthümlichkeit schon aus der kurzen Skizze hervorgeht, die wir eben mitgetheilt haben, nehmen noch mehrere Personen vorzugsweise unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Zunächst tritt uns die Griechin Praxedis entgegen, deren orientalische Sinnlichkeit und heitere Gemüthsstimmung den schönsten Kontrast zur stolzen und bei innerer Gluth doch äußerlich kalten Herzogin bildet. Praxedis erkennt die Neigung derselben und ist bestrebt, dem blinden Mönch die Augen zu öffnen, ohne die Herzogin bloß zu stellen; sie zeigt ihm mit weiblichem Scharfsinn den besten Rath, den er befolgt, ohne dessen Zweck zu begreifen. Ueberall erscheint sie als mild und wohlthätig, überall nimmt sie sich des Unglücklichen an. Das humoristische Element vertreten der irische Leutpriester Moengall, und Spazza, der Kämmerer der Fürstin. Beide hassen die Pfaffen und deren Ränke, Beide sind lebensfroh, Beide kämpfen wacker gegen die Hunnen, Moengall, als ein halbwilder Höhlenbewohner mit der Keule, Spazza als ein im Waffenhandwerk geübter Ritter mit Speer und Schwert. Das ächt pfäffische Wesen vertritt der Kellermeister des Klosters Reichenau, der den armen Ekkehard mit aller Rachsucht verfolgt, deren ein Mönch fähig ist, der Alles für erlaubt hält, was heimlich geschieht, dagegen unerbittlich streng ist gegen Das, was in Gegenwart Anderer gethan wird. Trefflich gezeichnet sind ferner der mysteriöse Alte in der Heidenhöhle, der sich als der abgesetzte Kaiser Karl der Dicke zu erkennen giebt, dann der blödsinnige Mönch Heribald, der Klosterschüler Burkhard, der gefangene und hierauf getaufte Hunne Kappen, die beiden Anführer der Hunnen, das

Heideblümchen Erika, das während des Kampfes auf Moengall einen so mächtigen Eindruck macht, der Wächter Romeias mit seiner rauhen aber tiefen Liebe zur schönen Griechin, die Waldfrau, die Einsiedlerin Wiborada und wie die Andern alle heißen. Nicht zu vergessen sind die leibeigenen Kinder Audifax und Hadumoth, deren Liebe und Geschick eine höchst anziehende Episode bildet.

Auch in der Schilderung ist Scheffel ein Meister; wir erwähnen nur die Darstellung des Klosterlebens in St. Gallen und in Reichenau, die Beschreibung des Hunnenzugs und der Hunnenschlacht, die Schilderung des idyllischen Hirtenlebens in Appenzell u. A. m.

„In kampfbewußtem Gegensatz, sagt Proelß, zur wortklaubenden Alterthümelei und zu einer rhetorisch abgeflachten Poesie schrieb er in seiner Vorrede zu dieser klassischen, nun bereits in 83 Auflagen vorliegenden Dichtung, daß der historische Roman ein Stück nationaler Geschichte sein solle „in der Auffassung des Künstlers, der im gegebenen Raume eine Reihe Gestalten scharf gezeichnet und farbenhell vorüberführt, also daß im Leben, Ringen und Leiden der Einzelnen zugleich der Inhalt des Zeitraumes sich wie zum Spiegelbild zusammenfaßt." Und ferner heißt es: „Das Sammeln alterthümlichen Stoffes kann wie das Sammeln von Goldkörnern zu einer Leidenschaft werden, die zusammenträgt und zusammenscharrt, eben um zu scharren, und ganz vergißt, daß das gewonnene Metall auch gereinigt, umgeschmolzen und verwerthet werden soll." Ja, verwerthen wollte er seine Funde, die ihm das Studium der deutschen Vergangenheit vermittelt, zum Nutzen der Gegenwart. Er wollte mit seinen Darstellungen vergangenen Lebens wirken in der lebendigen Wirklichkeit, aber diese nicht fliehen und sich an den Flimmerglanz einer rosig verklärten und künstlich verschönerten Vorwelt berauschen. Der nüchternen Gegenwart wollte er Vertreter eines genußfreudigeren und naiveren Geschlechts vorführen, die von ihrem Dasein mehr hatten, als die abgehetzten und nervenkranken Söhne der Gegenwart, weil sie naiver und gesunder waren als diese.

Seine Poesie bezeichnet er selbst als einen Theil einer allgemeinen Bewegung: „In allen Gebieten schlägt die Erkenntniß durch, wie unsäglich unser Denken und Empfinden unter der Herrschaft der Abstraktion und der Phrase geschädigt worden; da und dort Rüstung zur Umkehr aus dem Abgezogenen, Blassen, Begrifflichen zum Konkreten, Farbigen, Sinnlichen, statt müßiger Selbstbeschauung des Geistes Beziehung auf Leben

und Gegenwart, statt Formeln und Schablonen naturgeschichtliche Analyse, statt der Kritik schöpferische Produktion"..... „Zur Herstellung fröhlicher, unbefangener, von Poesie verklärter Anschauung der Dinge" sollte auch der Ekkehard einen Beitrag geben, „und zwar auf dem Gebiet unserer deutschen Vergangenheit". So wandte Scheffel mit vollem Bewußtsein das Prinzip des Realismus auf das Stoffgebiet der Romantik an und das ist das Geheimniß der großen Wirkung seines Dichtens auf seine Zeitgenossen, das macht ihn zu einem modernen Dichter im strengen Sinne des Wortes und trennt ihn weit von der Sippe seiner formalen Nachahmer. Das Prinzip ließ ihn nur solche Herzenskämpfe, Begebenheiten und Persönlichkeiten darstellen, die seine eigene Persönlichkeit und sein eigenes Erleben ihm vertraut und sympathisch machten; nur was er innerlich mit- und nachleben konnte, gestaltete er poetisch und darum wirkt auch Alles, was diesem Prinzip in seinem Schaffen entspricht, so wundersam lebendig und ächt. Ebenso schilderte er keine Landschaft, keine Oertlichkeit, in der er selbst nicht zuvor heimisch geworden: den Ekkehard begann er in der St. Galler Abtei und vollendete ihn in dem Gasthaus auf dem Abhang des Hohentwiel über Singen. Er sang nicht seine Phantasien von Rodenstein's wilder Jagd, ohne das Rodensteiner Schloß im Odenwald besucht zu haben und selbst auch die unbedeutendste Scenerie, die im „Trompeter" malerische Staffage bildet, ist der Natur entnommen. Daher die Aechtheit auch des Lokalkolorits in Scheffel's sämmtlichen Schöpfungen.

In Donaueschingen.

Nach der Vollendung des „Ekkehard" unternahm Scheffel eine zweite Reise nach Italien, von der er mit wehmüthigen Erinnerungen zurückkam. In der Folge hielt er sich, theils im Anschluß an den Poetenkreis König Max' II. in München, theils in der Schweiz (bei seinem Freunde, dem Dichter und Oberrichter Eduard Dössekel in Seon im Aargau auf (s. Scheffel's Beziehungen zur Schweiz).

Unser Dichter war etwas über 30 Jahre alt, als er 1856 in München einen Ruf nach Donaueschingen erhielt, um die große Bibliothek im fürstlichen Schlosse zu ordnen. Zu der letzteren war ein großer Theil der berühmten Bücherei des verstorbenen Freiherrn v. Laßberg auf Schloß Meersburg am Bodensee gekommen, und da waren altdeutsche Chroniken,

Pergamente, Inkunabeln vom höchsten Werthe beisammen, welche dringend einer Sichtung bedurften.

Fürst Karl Egon von Fürstenberg war auf den jungen Schriftsteller und Sprachforscher Scheffel aufmerksam gemacht worden und hatte demselben die Stelle eines Bibliothekars in Donaueschingen übertragen. Es war just in den Tagen, als der Ruhm des Dichters des „Trompeters von Säckingen" anfing, in allen deutschen Städten zu ertönen, als man an stillen Sommertagen durch die Parkwege und Gebüsche des berühmten Schloßgartens von Donaueschingen einen gebeugten Mann dahinschreiten sehen konnte, welcher jedem Begegnenden ängstlich aus dem Wege ging und sich mit einem Buche in der Hand in die entlegensten Gebüsche zurückzog: Viktor Scheffel. Sein Aeußeres deutete auf einen trübsinnigen, unglücklichen, ja mit der Welt zerfallenen Menschen. Er war auffallend hager, das Auge lag tief in den Höhlen, das Gesicht schien abgehärmt in Schmerz und Kummer. Doch fehlte der Gestalt eine angeborne Haltung nicht, welche erkennen ließ, daß man es mit einem ungewöhnlichen Manne zu thun hatte. Den einsamen Mann im Garten, in der Bücherei des Schlosses und in der eigenen einsamen Studierstube schien nur immer und überall ein Gedanke zu beschäftigen, ein großer Schmerz zu verfolgen — und so war es in der That.

Viktor Scheffel hing dem Schmerz über den Tod seiner Lieblingsschwester nach, welche auf seinen Wunsch zu ihm nach München gekommen und dort gestorben war. Er machte sich den Vorwurf, daß sein Egoismus es gewesen, welcher das blühende Mädchen in das veränderliche Klima der Isarstadt gezogen, dem dasselbe zum Opfer gefallen war. Er konnte sich von diesem Gedanken nicht losmachen, und das leichtbewegte Gemüth des Dichters wurde davon förmlich gemartert. Da gab es nur einen Weg, um demselben zu entrinnen: der Gang in die Bibliothek zu den literarischen Schätzen des Donaueschinger Schlosses und des Schloßherrn von Meersburg. Und die Zeit des Schmerzes war auch die Zeit der großen fruchtbringenden Arbeit für den Dichter! Da vertiefte er sich in die Schriften des Mönches von St. Gallen; er sichtete die Gedichte von den Nibelungen und von Gudrun; er forschte nach den Gesängen von Ermanarich, Attila, Theodorich, bei denen einst, wie Scherer sagt, die deutschen Herzen erbebten. Mit den Sagen von Hildebrand und Hadubrand gab er sich in einsamen Nächten ab. Ulfilas, germanisches Heidenthum und Christenthum, Merowinger und Karolinger und die geheimnißvolle Zeit der Völkerwanderung

traten dem Dichter näher, und wenn er aus den Wäldern der grünen Baar hinaustrat gegen den Bodensee, dann sah er das „gelobte Land" seiner Poesie zu seinen Füßen: den Hohentwiel, Hohenkrähen, die ewigen Schneehäupter der Schweiz im Hintergrunde, durch welche die großen Völkerstraßen nach der Urheimath der deutschen Kultur ziehen. Und wie fühlte er sich verwandt mit diesem Boden! War er nicht selbst ein Theil desselben, ein Stück von der alten schwäbischen Erde, deren Volksleben er von Jugend auf belauscht hatte, nicht nach oberflächlicher Beobachtung, sondern mit tief nach der Vergangenheit spürenden Sinnen? Vielleicht war es der große Seelenschmerz, der diese ausgeprägte Eigenthümlichkeit Scheffel's nur noch verschärfte. Mit großer Spannung wurde seiner Ankunft entgegengesehen. Die Persönlichkeit des Dichters rief unter den Beamten und in der Frauenwelt von Donaueschingen eine allgemeine Enttäuschung hervor. Trotz des freundlichen Entgegenkommens der gebildeten Gesellschaft verharrte der Dichter in seiner abgeschlossenen und abwechselnden Lebensführung. Man machte verschiedene Versuche, ihn in ihre Cirkel und zu ihren Unterhaltungen heranzuziehen; aber Scheffel wich den Einladungen aus. Bei festlichen Gelegenheiten jedoch im Schlosse, bei den Vorstellungen im Theater wirkte er insofern mit, als er Prologe verfaßte, und es existiren aus jener Zeit noch einige Gelegenheits-Gedichte von ihm, welche sich durch prächtige Sprache und Diktion auszeichnen. Dieselben wurden in Donaueschingen gedruckt und an die Beamten des Fürsten vertheilt. Eine räthselhafte Erscheinung ist es auch, wie ein vom Schmerz niedergedrückter Geist sich in solcher Weise, wie Scheffel es that, in die alten Urkunden, in die Nibelungen, in die Chronik von St. Gallen, in Ofterdingen's Lieder versenken konnte. Auch in dieser Zeit war es ein weibliches Wesen, welches allein im Stande war, ihn aufzurichten und mit der Welt in einige Berührung zu bringen, eine Cousine aus Groß-Laufenburg (Frln. H.), die zuweilen nach Donaueschingen kam, um ihn zu besuchen. Bei alledem war Scheffel's Stelle doch zu gering bezahlt, als daß er länger hätte bleiben mögen.

Die geologisch nicht uninteressante Gegend, wo der granitne Schwarzwald hart an den schwäbischen Jura, diesen Lieblingsaufenthalt der Ichthyosauren stößt, wo in nicht bedeutender Entfernung die Molassehügel sich zum See hinabsenken, durchbrochen vom eruptiven Klingstein mit dem seltenen Nathrolith, hat wohl in unserm Dichter jene köstlichen geologischen Lieder geweckt, die namentlich bei der allen Theilnehmern unvergeßlichen

Naturforscher-Versammlung zu Karlsruhe im Jahre 1858 so ungetheilten Jubel hervorriefen. Aber alle diese geologischen Merkwürdigkeiten konnten Scheffel nicht länger fesseln. Er mußte vorwärts streben, seinem Ziele entgegen. Man war an einem mitteldeutschen Hofe auf den Dichter aufmerksam geworden; es kamen von dort Anträge, die sich nicht umgehen ließen, wenn er auf sein Fortkommen bedacht sein wollte. Scheffel entschloß sich nur ungern, Donaueschingen und die Baar zu verlassen; aber er kam ja zu neuen literarischen Schätzen im Herzen Deutschlands, die ihm ein neues Feld erschließen und seinen Gesichtskreis erweitern sollten. Der Großherzog Alexander von Sachsen-Weimar lud ihn zu sich ein und forderte ihn auf, wie den Hohentwiel so auch die Wartburg durch eine Dichtung zu verherrlichen. Allein es blieb bei bloßen Versuchen, wie wir in der Folge sehen werden.

Spätere Dichtungen.

Die Lieder des „Gaudeamus" sind schon früh entstanden, fast alle in Heidelberg, wenn der Dichter in den Fünfziger Jahren auf Wochen oder Monate auf „Nr. 8" im Holländer Hof" einkehrte. Wir haben schon gesagt, daß Scheffel von seiner italienischen Reise, von Sorrent nach Heidelberg zurückkehrte, um sich für das akademische Lehramt vorzubereiten. Ein Augenleiden nöthigte ihn jedoch wiederholt, seine Studien zu unterbrechen; auch klappte er wohl gerne von Zeit zu Zeit seine Folianten zu, um in die blühende Welt hinaus zu ziehen und frohe Wanderlieder zu singen oder sich in den Kreis lustig pokulirender Freunde zu setzen und heitere Trinklieder anzustimmen. Besonders gerne verkehrte er in dem schon erwähnten „Engern", der, nach seinem eigenen Ausspruch, den Mittwoch in den Donnerstag zu verlängern bei goldenem Rheinwein oft beflissen war. Für diesen Kreis, dem außer Häußer auch der Publizist Rochau angehörte, dichtete er eine Reihe Trink- und Gesellschaftslieder, in welchem er einem in hohem Grade barocken und originellen Humor die Zügel schießen ließ. Als die gelungensten sind der Sang vom „Schwarzen Walfisch zu Askalon", die „Lieder vom Rodensteiner", „Pumpus und Perusia", die „Teutoburger Schlacht", „Hildebrand und sein Sohn Hadubrand", „die Maulbronner Fuge" und die ergötzlich poetischen Purzelbäume, die er in der Anthropologie, der Geologie, der Geognosie u. s. w. schlug, die wundersame Historie vom Pfahlmann, vom weltschmerzelnden Ichthyosaurus,

der zu tief in die Kreide kommt, vom verliebten Basalt, vom Megatherium, vom Tazzelwurm u. s. w. zu nennen. Später sammelte er diese Lieder und gab sie 1868 mit noch andern, Reisebildern aus Italien, Festliedern ꝛc. unter dem Titel „Gaudeamus! Lieder aus dem Engern und Weitern" in Stuttgart bei J. B. Metzler im Druck heraus. Alle fanden, besonders bei der akademischen Jugend, die viele von ihnen in ihre Kommersbücher hinübernahm, sofort einen solchen Beifall, daß schon 1869 die zweite Auflage nöthig wurde.

In Eisenach studirte Scheffel die Kulturgeschichte der Minnesänger, aber zu der gewünschten größern Dichtung kam es nicht. Es entstand dagegen aus diesen Studien „Frau Aventiure, Lieder aus Heinrich von Osterdingen's Zeit". Es sollte ein Roman von der Wartburg werden, ein Werk in großem Style, dessen Bestandtheile der Hof des Thüringer Landgrafen, Minnesang und Kreuzzugs-Abenteuer abgegeben hätten, dazu noch die Donau-Landschaft und der geheimnißvolle Verfasser des Nibelungen-Liedes, der bekanntlich, schreibt R. Artaria in der „Gartenlaube", seine Phantasie stark beschäftigte. Ein Stück dieses Romans, die Erzählung des Ritterknaben Juniperus vor Akkon ist vollendet und der Welt übergeben, das Andere wird wohl auf immer für sie verloren sein, trotz der in der Presse umgehenden Gerüchte von druckfertigen vollendeten Arbeiten.

Sicher aber entstammt jenem Romanentwurf und dem Bedürfniß nach Proben höfischer Poesie, bezw. nach ungedruckten Liedern der bekannten Größen, ein Theil der „Aventiure"-Lieder, die später vermehrt und 1863 als selbständiges Ganzes herausgegeben wurden. Die Welt wußte nicht recht, was aus diesem Buche machen und Scheffel selbst schrieb im Jahre 1869 in seiner tiefen Enttäuschung über den Erfolg: „Als Poet habe ich mit dem Heidelberger „engern" Humor (dem „Gaudeamus") eine eigentlich wehmüthige Erfahrung gemacht: mein ernsthaft gemeintes und aus mühsamen historischen Forschungen heraus gewachsenes Büchlein „Frau Aventiure" schleicht seit 1863 durch die Literatur und bringt's trotz aller Anerkennung Sachverständiger kaum nach sechs Jahren zu einer neuen Auflage. Die durstigen Studentenlieder aber, welche im November v. J. erschienen, waren mit allgemeinem Halloh schon im Dezember vergriffen!"

Trotz der im Anfang kühlen Aufnahme, welche „Frau Aventiure" fand, giebt es doch heut zu Tage Viele, die sich gerne in die tiefsinnige Schönheit ihrer Lieder versenken und ihren Duft einsaugen wie die Blume

alten Rheinweins. Manches steht darin den alten Meistern zugeschrieben, das des Dichters eigenes Herz in Schmerz und Freude bewegte, ebenso wie das Trompeterlied: „Das ist im Leben häßlich eingerichtet" existirte, ehe der „Trompeter" geschrieben war.

Dr. Ludwig Holthof hält dafür, daß der Verbreitung der „Frau Aventiure" offenbar ihr Titel entgegengestanden, der Anderes vermuthen läßt als der Inhalt darbietet, denn sie gibt uns nicht etwa eine sklavische Reproduktion mittelalterlicher Poesien, sondern frisch gesungene Weisen, die uns wohl den Geist verklungener Zeiten zurückführen, ihn aber frei von jeder beengenden Schranke, sei es der Formgebung, sei es des Gedankengehaltes, als den Hauch gesunder Menschenempfindung auf uns einwirken lassen. Scheffel hat es auch hier verstanden, historische Anschauungen in dichterischem Bilde erscheinen zu lassen, aber ungleich besser noch als beim „Ekkehard" ist es ihm gelungen, seiner Darstellung allen gelehrt-antiquarischen Anstrich fernzuhalten. Wenn er die Bamberger Domchorknaben auf ihrer Sängerfahrt begleitet, oder wenn er die fahrenden Schüler ans der Salzburger Provinz ihr Psalterium anstimmen läßt, dann bekommen wir Lieder zu hören, so jugendfrisch und hell, wie sie nur je gesungen worden sind.

Fast völlig verschollen war eine Zeitlang ein beinahe gleichzeitig mit dem „Ekkehard" erschienenes Werk, äußerlich allerdings geringen Umfanges, die Novelle „Hugideo", 1857 zuerst abgedruckt in den Westermann'schen Monatsheften und aufgenommen in den „Novellenschatz" von Paul Heyse. Scheffel lieferte den Westermann'schen Monatsheften noch mehrfache Beiträge, so drei später nicht wieder abgedruckte Bilder aus dem südlichen Frankreich, „Ein Gang zur großen Karthause", „Avignon", und „Ein Tag am Quell von Vauclüse".

Aus einer spätern Schaffensperiode rühren die „Bergpsalmen" her, eine hymnenartige Schilderung der Alpenwelt, und das Idyll „Waldeinsamkeit". Was Scheffel seither noch hervorgebracht, beschränkt sich auf einige Gelegenheitsgedichte. Sein letztes, sein Schwanensang, war wohl das Festlied zur Heidelberger Universitätsfeier.

Im Gesammtwerth und in der Gesammtschätzung müssen diese Werke alle zurücktreten, so daß uns eigentlich nur der „Trompeter", „Ekkehard" und „Gaudeamus" als die Summe des Scheffel'schen Sanges verbleiben. Unserm Dichter gelang stets der erste Wurf am besten, während wiederholte Versuche z. B. in der Manier und Richtung des „Ekkehard" schwächer

auszufallen pflegten. Das entging dem scharfen Verstande und der Ehrlichkeit des Dichters nicht und lähmte bei seiner großen Bescheidenheit die Schaffenskraft und Schaffensfreudigkeit.

Zu Radolfzell.

.... „Es war zu Pfingsten 1881, erzählt Dr. G. Finsler, als wir eine fröhliche Schaar von acht wirklichen und ehemaligen Studenten eine Pfingstfahrt in's Hegau machten und den Hohentwiel besuchten. Am Pfingstmontag wollten wir Scheffel in seiner neuen Villa auf der Mettnau, der äußersten Landzunge, die in den Untersee vorspringt, einen Besuch abstatten. Es war eine herrliche Kahnfahrt über den klaren Spiegel des Sees! Rein zum Singen und Jubeln! Nicht lange, so knirschte der Kies unter den Kielen und wie wir an's Land sprangen, kam Goldi der Pfau und begrüßte uns mit seinem schönsten Rad.

Gastlich öffneten sich uns die Thore der Mettnau. Es ist ein zierlicher Bau in deutschem Renaissancestyl mit einer herrlichen Ausstattung. Die Aussicht ist auf allen Seiten hin gleich schön; nach Westen fällt zumeist der hohe Twiel in's Auge, nach Süden und Osten die Fluthen des See's und die fernen Alpen. Hier mochte es Scheffel zu Muthe sein, wie er es in seinen „Bergpsalmen" den Bischof hat aussprechen lassen:

Du hast eine Ruhe, ein Obdach gefunden,
Hier magst du gesunden,
Hier magst du die ehrlich empfangenen Wunden
Ausheilen in friedsamer Stille.

Bald war eine fröhliche Tafelrunde hergestellt; aus einem im Kahne mitgeführten Korbe stiegen verheißende Flaschen und es begann ein regelrechter Frühschoppen. Der Dichter war in liebenswürdigster Stimmung. „Ja," sagte er, „die Studenten! so gut bekommt man's im Leben nicht wieder." Und dann erzählte er viel von Heidelberg; mir ist besonders viel im Gedächtniß geblieben, wie er eine Kneipreise an die Bergstraße beschrieb. „Nach etlichen Tagen kehrten wir mit dem Zuge ganz früh am Morgen nach Heidelberg zurück. Aber o weh, als ich eben ausstieg, da stieg auch mein Vater aus, der sich in Heidelberg von den Studien seines Sohnes überzeugen wollte. Das war eine sehr betrübende Begegnung für den alten Herrn."

Er klagte auch etliches über die Reporter, welche ihn oft heimsuchten. „Viel mehr freue ich mich, wenn ich merke, daß ich auch dem Volk bekannt geworden bin. Da spazierte ich einst mit meinem Sohne auf den Hohentwiel. Am Grenzpfahl unterhalb des Berges stand eine Bude mit Photographien und die Verkäuferin streckte mir ganz harmlos mein eigenes Bild hin und forderte mich auf, es zu kaufen. — „Was ist denn das für ein Kerl?" fragte ich. — „O bitte," versetzte sie eifrig, „das ist kein Kerl! Das ist ja der Herr Doktor Scheffel, der uns das schöne Buch über den Hohentwiel geschrieben hat". — „So," sagte ich, „was ist denn aus dem geworden?" — „Ach," sagte sie, „der ist nun schon lange todt; aber es war ein sehr guter Herr!"

So verging eine Stunde in vergnüglichem Gespräch; endlich hieß es scheiden. Scheffel begleitete uns über die langgestreckte Halbinsel, an deren Ende uns die Kähne erwarteten. Er berichtete uns, daß er mit den Fischern von Reichenau und Ermatingen in heftigem Streit liege, weil diese bei hohem Wasserstand, wenn die Landzunge überfluthet sei, das Fischereirecht auf derselben beanspruchten. Er hatte ganz draußen einen Vogelstand auf vier Pfählen errichtet; da behaupteten nun die Reichenauer, den hätte er gebaut, um auf sie zu schießen, wenn sie kämen, und einer schrieb in seiner Wuth auf die Bretter der Hütte die denkwürdigen Worte: „Herr von Scheffel, Sie werden keines natürlichen Todes sterben!"

Wir stiegen in den Kahn, Scheffel winkte noch einmal mit der Hand und wandte sich dann nach dem Hause zurück. Wir haben ihn nicht wieder gesehen."

Scheffel zu Hause.

Die Familie Scheffel stammt nach einer Mittheilung der „Augsburger Abendztg." aus der ehemals freien Reichs-, jetzt badischen Amtsstadt Gengenbach im Kinzigthal; der Großvater des Dichters war der letzte Stiftsschaffner (Domänenverwalter) des reichsunmittelbaren Benediktinerstifts Gengenbach.

Der Vater Scheffels, badischer Genieoffizier, war ein herzguter, biederer und schlichter Mann, der sich allgemein vollster Liebe und Verehrung erfreute. Beide Ehegatten starben, die Mutter zuerst, im Februar 1865, der Vater vier Jahre nach ihr im Winter 1869.

Scheffel war, wie die meisten großen Dichter, ein ächter Sohn seiner Mutter; von ihr, einer lebhaften, aufgeweckten, allen schöngeistigen Bestrebungen mit Liebe zugethanen Frau, hatte er seine lebhafte Phantasie, seinen Humor, seine dichterische Begabung geerbt; sie war ihm Mutter, Freundin und Beratherin zugleich, sie regte ihn zur Produktion an, besprach mit ihm seine Entwürfe, freute sich mit ihm seiner Erfolge. Sie selbst hat eine Anzahl schön und tief empfundener poetischer Ergüsse hinterlassen. Scheffel trug sich unmittelbar nach ihrem Tode mit dem Gedanken, eine kleine Sammlung derselben für seine Freunde herauszugeben. Allein bei dem überstrengen Maßstabe, den er an Geisteserzeugnisse legte, die für die Oeffentlichkeit bestimmt sein sollten, ließ er den Gedanken bald fallen. Bemerkenswerth ist, daß der einzige Bruder des Dichters, der vor etwa 10 Jahren in Karlsruhe verstorbene Karl Scheffel, geistig und körperlich verkrüppelt war. Dagegen war seine Schwester Marie, die in jungen Jahren, im Jahre 1856 in München von der Cholera dahingerafft wurde, nicht nur ein schönes, liebenswürdiges Mädchen, sondern auch eine reichtalentirte Malerin. Scheffel war verheirathet mit Karoline, Freiin von Malzen, der Tochter des frühern k. bayerischen Gesandten in Karlsruhe, Adolf Freiherrn v. Malzen. Kurz nach dem Tode seiner Mutter ließ er sich mit seiner jungen liebreizenden Gattin in Karlsruhe nieder. Die Ehe, obwohl aus gegenseitiger Neigung geschlossen, war nicht glücklich; die Gatten verstanden sich nicht, die junge Frau konnte sich in das leidenschaftliche, reizbare Wesen des Dichters nicht finden, — kurz, nach jahrelangen Kämpfen und Aufregungen kam es eines Tages zu einem heftigen Auftritt, in Folge dessen die junge Frau das Haus verließ, um nicht mehr wiederzukehren. Wie die Blätter meldeten, ist kurz vor Scheffel's Tode noch ein Wiedersehen und auch eine Aussöhnung zwischen den seit 20 Jahren getrennt gewesenen Gatten zu Stande gekommen; Scheffel hatte in der wochenlangen Agonie wiederholt tiefe Sehnsucht nach seiner Gattin geäußert und auf Intervention eines Freundes eilte diese, welche in München lebte, nach Karlsruhe an das Sterbelager des Dichters. Scheffel hinterläßt einen Sohn Viktor, der sich der militärischen Laufbahn widmet und als Avantageur des 2. k. pr. Garde-Uhlanenregiments in Potsdam steht. Derselbe war (am 21. Mai 1867 zu Clarens in der Schweiz geboren), als die Eltern sich trennten, erst einige Jahre alt und blieb zunächst bei der Mutter, bis der Dichter durch einen Handstreich sich in den Besitz seines Kindes setzte und es fortan wie seinen Augapfel hütete.

Stadtpfarrer G. Längin in Karlsruhe, bekannt durch mehrere werthvolle Publikationen über Hebel, war kurz vor dem Tode der Mutter Scheffel's nach Karlsruhe übergesiedelt und hatte seine frühern Beziehungen zu Scheffel und seiner Familie fortgesetzt. „Auch unsere gemeinsamen Wanderungen," so erzählt er in der „Straßburger Post", wurden in den ersten Jahren wieder aufgenommen. Sie galten hauptsächlich den burgen- und rebenumkränzten Landschaften der nahen Rheinpfalz, wo Scheffel, besonders in Neustadt große Verehrung genoß und freundschaftliche Beziehungen angeknüpft hatte. Sonst lebte er in Karlsruhe zurückgezogen, er nahm an keinen Konzerten, Gesellschaften und Theater-Aufführungen Theil. Hingegen sah er gern einen Kreis von Bekannten um sich und nur wenn es einem allgemeinen Zweck galt, einem aufstrebenden Verein junger Männer sein Interesse zu zeigen — einmal auch in der Erinnerung an seine Mutter zu Gunsten des Frauensvereins, dessen Seele sie war — trat er aus seiner Abgeschlossenheit heraus.

„Im Ganzen macht man sich im Publikum eine völlig falsche Vorstellung von Scheffel's Wesen und Geistesart. Er hatte ja in reichem Maße die Gabe, wie seine Dichtungen zeigen, den Humor spielen zu lassen, und auch in den geselligen Zusammenkünften trat diese Seele hervor. Aber sein Humor war nicht ein Spielen und Witzeln mit Worten oder ein fließendes Aussprechen und Erfinden von geistreichen Wendungen und witzigen Bemerkungen, sondern sein Humor hatte etwas Schwerfälliges: er bewegte sich im Gebiete der Gelehrsamkeit, es sind seltsame Kontraste, Situationen, unerwartetes Zusammentreffen, überraschend gelehrte Bemerkungen, die er Jemandem in den Mund legt. Der Art war auch seine Unterhaltung. Er brachte da komische persönliche Erlebnisse vor, eigenartige Aussprüche aus Inschriften, Pergamenten und Begegnissen aus seinen Reisen, von denen er die Fülle in Vorrath hatte.

„Seine Haltung und sein Wesen war ein vorherrschend ernstes und gemessenes. Am meisten geht man fehl, wenn man ihn nach dem „Gaudeamus" und nach dem Werner und Freiherrn im „Trompeter" beurtheilt. Die Schlüsse, die man von da aus auf seine Lebensweise in unbegreiflicher Leichtfertigkeit zur Schädigung seines Charakters gemacht hat und heute noch macht, sind gänzlich grundlos und haben nicht den geringsten realen Anhalt. Hingegen war Scheffel von Jugend auf mit einer krankhaften Reizbarkeit und zum Theil heftigen Nervenaufregung behaftet, die mit den Jahren sich steigerte, durch kleine Anlässe oft hervor-

gerufen wurde und Veranlassung zu widerlichen Mißverständnissen und falschen Beurtheilungen wurde.

„Zum Hofe gestaltete sich, besonders in den letzten fünfzehn Jahren, seine Beziehung zu einer überaus freundlichen, und Großherzog Friedrich nahm an der Jubiläumsfeier des 50. Geburtstages im Jahre 1876 persönlich Theil und zeichnete den Dichter durch Verleihung des erblichen Adels aus."

Scheffel war, so schildert ihn Julius Wolff in der „National-Ztg.", über menschliches Maß hinaus, ein Mann von hoher kräftiger Gestalt und gerader Haltung, noch mit sechszig Jahren eine auch äußerlich achtunggebietende Erscheinung. Weil ihm die Brille etwas tief auf der Nase saß, so trug er, um hindurch sehen zu können, den Kopf hoch. Dieser selbst zeigte eine gesunde Gesichtsfarbe und vollen, dichten, wenn auch stark ergrauten Haarwuchs.

Ihm, der die Seligkeit glücklicher Liebe so schön besungen, blieb der Segen eines dauernden Liebesglückes versagt. Seine 1864 in Karlsruhe geschlossene Ehe wurde wie gesagt, nach kurzer Dauer geschieden. Er, dessen Wesen so durchaus von Heimathsliebe beseelt war, mußte an sich die Tragik erleben, die in den Worten Jung Werners angedeutet ist: „Einen festen Sitz hab ich veracht't, fuhr unstät durch's Revier", und dessen ganze Natur danach drängte, alle Lust dieser Welt mit vollen Zügen zu schlürfen, weil er berufen war, als ihr Verkündiger mit Sang und Klang durch das Leben zu ziehen, fand in seiner an sich urkräftigen Natur Hemmungen und Hindernisse, deren Einfluß ihm allzufrüh in den Becher der Lust bittere Wermuth mengte. Es steckte nicht nur etwas vom Temperament eines fahrenden Spielmanns der Vorzeit in ihm; auch sein Lebensgang erinnert an einen solchen. Bald finden wir ihn in entlegenen Bibliotheken, bald in Waldeinsamkeiten; bald an Fürstenhöfen, bald bei Landleuten als Gast; in Rom und Venedig, im Sarcathal und in der Provence, am Bodensee und am Traunsee, in Weimar, in Donaueschingen, in Heidelberg, und wieder in Karlsruhe wird er heimisch, aber erst spät eigentlich seßhaft. Und ein Zwiespalt war auch in seinem Gemüth, das bald sich weit der Freude öffnete und bald wieder blind für Schönheit und Glück, sich verlor in melancholische Träumereien. Ja selbst seine Begabung ersparte ihm nicht Konflikte und innere Kämpfe.

Scheffel's Beziehungen zur Schweiz

waren vielfache und herzliche. Nicht nur hatte er in St. Gallen, als er dort seine Studien für den „Ekkehard" machte, ungesucht zahlreiche Freunde gewonnen, er besuchte auch gerne die Berge des Landes und man fühlt nicht nur aus den Schilderungen des „Ekkehard" heraus, auch seine Abschiedsverse, die er in den Fremdenbüchern zurückließ, sagen uns, wie wohl er sich in den Bergen fühlte und wie sehr ihm die freie Gebirgsluft zusagte. Im alten Fremdenbuch des „Aescher" beim Wildkirchli im Appenzeller Land finden wir aus dem Jahre 1854 (10. Sept.) folgenden schönen Abschiedsgruß.

B'hüt Gott, mein lieber Aescherwirth,
B'hüt Gott, Du brave Frau!
Wie war bei Euch die Luft so lind,
Der Himmel prächtig blau.

Ist auch das Haus nicht riesengroß,
Es war mir eben recht;
Am wohlsten ist's im kleinen Nest
Dem biedern Mauerspecht.

Gegrüßt sei Eure Felsenwand,
Gegrüßt der ganze Berg!
Er ist mir wenig hoch genug,
Hier stand ich als ein Zwerg.

Gegrüßt sei auch die Nachbarschaft,
Die Herrn im Wolkenflor,
Der Säntis und der Alte Mann,
Der Kasten und Kamor.

Die stehen unerschütterlich
Auf festem Grunde da,
Und lachen ob dem Türkenkrieg
Und ob der Cholera.

Und käm' ich wieder auf die Welt
Ich ließ den ganzen Qualm,
Und zög' als Appenzeller Senn
Zum Aescher auf die Alm.

Dies Liedlein sang als Abschiedsgruß
Ein fahrender Scholar,
Der sieben Tag' und sieben Nächt'
Allhier zu Gaste war.

Er schleppte auf den Berg herauf
Viel alte Sorg' und Qual —
Als wie ein Geißbub jodelnd fährt
Er fröhlich jetzt zu Thal.

Mit vollem Recht sagt Dr. Georg Finsler in seinen Erinnerungen an Scheffel in der „Neuen Zürcher Zeitung": Von den Tausenden von Verehrern Scheffels, die zum Waldsee nach Säckingen wallfahrten, sind es nicht die Süddeutschen allein, wir Schweizer nehmen den Dichter ganz in gleicher Weise für uns in Anspruch und Scheffel hat sich denn auch als allemannischer Dichter durch und durch gefühlt. Bei einem Besuche nahm er mich in seiner vertraulichen Weise beim Kniee und sagte: „Sehen Sie, wir mögen nun Schwaben oder Schweizer sein, wir allemannischen Männer haben einander gern!" Das ist's; seine Sprache war unsere Sprache; er hat, ohne ein Dialektdichter zu sein, so geschrieben wie wir denken.

Gerne war er auch im Aargau zu Hause. Als der „Ekkehard" erschien und der Verleger den Ladenpreis unerhört niedrig, auf einen Thaler ansetzte, und dabei zu Grunde ging, waren auch viele Hoffnungen Scheffel's damit verloren. Und nun stand er da, wie ein Narr, der auf offenem Markte redet, ohne daß die Leute ihn hören mögen. Ein empfindlicher melancholischer Poet kann darüber schwermüthig werden. Kurze Zeit darauf erzählten die deutschen Zeitungen, der junge Dichter des „Ekkehard" sei in einer Schweizer Heilanstalt und ihm wäre besser, er wäre todt. Allein Scheffel genas und wurde dem Leben und der Literatur wieder gegeben.

„Es war im Frühjahr 1862," schreibt uns der greise Dichter und Oberrichter Eduard Dössekel in Aarau, „als Dr. Scheffel als Kurgast in die Kaltwasser-Heilanstalt Brestenberg am Hallwyler-See einzog. Ganz zufällig, ohne vorherige Berührung, trafen wir in einer freundlichen Wirthschaft zu Boniswyl zusammen. Von da an begann unser freundschaftlicher Verkehr. Wir besuchten uns gegenseitig, Dr. Scheffel mich auf meinem damaligen Landsitz zu Seon; ich ihn auf Brestenberg. Als dann Scheffel nach einem mehrmonatlichen Sommeraufenthalt nach Karlsruhe zurückgekehrt war, wurde das angeknüpfte Verhältniß durch freundschaftlichen Briefwechsel fort unterhalten. Bei seinen Besuchen hatte Scheffel immer großes Wohlgefallen an meinem schön gelegenen Wohnsitz bezeugt und als er sich dann mit seiner künftigen Gemahlin verlobt hatte, machte er mir den Vorschlag, die Wohnung zu pachten; ich ging auf diesen Vorschlag ein und im Jahr 1864 zog er mit seiner Neuvermählten nach Seon. Der unerwartete Tod von Scheffel's Mutter veränderte die Lage und erforderte die Rückkehr nach Karlsruhe. Nicht ganz ein Jahr dauerte

der Aufenthalt in Seon und das eheliche Glück, das später durch Mißverständnisse und böse Einflüsterungen gestört worden ist.

„Aus Scheffel's Briefen, die stets mit schöner, großer und kräftiger Handschrift geschrieben sind und die ich als Kleinode bewahre, will ich den letzten (von 1883 datirt) herausheben, der sich auf jenen Aufenthalt bezieht:

„„Seit den idyllischen Tagen, die ich in Ihrem Hause zu Seon verlebte, ist Freud und Leid in starkem Wechsel auch über mich ergangen. Die Frau, die mir Lebensgefährtin sein sollte, habe ich seit 1869 nicht mehr gesehen noch gesprochen, dagegen steht ein starker braver Sohn an meiner Seite, den ich in harter einsamer Arbeit zu erziehen hatte, er ist bald 16 Jahre alt und größer als ich. Die Ehren der Welt haben keinen großen Eindruck gemacht, im rauhen Getriebe des realen Lebens, das ich durch Ansiedelung am Untersee und im gesegneten Betrieb von Weinbau und Landwirthschaft bas kennen lernte, nehmen auch die Musen keine dauernde Heimstatt mehr und so merke ich allmälig, daß der Zenith lange schon überschritten ist. Ruhe und täglich neue Freuden bietet die Natur, die ich aus den Fenstern der Seehalde bei Radolfzell von den Bergen des Höhgaus bis zum Schnee des Glärnisch und der rhätisch-vorarlberger Alpen schaue.

„„Im vorigen Jahre haben sich die ersten starken Anzeigen, daß alles Irdische vergänglich, bei mir eingestellt, eine Lähmung der linken Seite, die zwar nach einer Kur in Kissingen beseitigt ward, aber Gefahr der Wiederkehr und stärkern Schlaganfalls nicht ausschließt.““

„Das Ersorgte ist dann auch nach drei Jahren in anderer Form eingetreten!“

„Von Seon aus machte Dr. Scheffel gerne Ausflüge in's Aarethal und bis nach Baden hinunter. In einem Gasthof von Baden logirte damals der amerikanische Schriftsteller Charles Sealsfield (Karl Postel), der zwei Jahre nachher zu Solothurn starb. Ich machte ihn mit demselben bekannt und sofort entstand zwischen beiden Schriftstellern ein lang andauerndes Abendgespräch, in welchem sprachgewandt Scheffel einen außerordentlichen Schatz von Kenntnissen eröffnete, über den Sealsfield nachher sein Erstauen ausdrückte. Die Wirthin, welche andächtig zuhörte, erklärte mir ganz naiv: „de Herr cha rede, me chönt em die ganze Nacht zuelose!“

„Scheffel war bekanntlich ein talentvoller Maler. Von einem Fenster meiner Wohnung aus entwarf er im Album meiner Tochter mit flüchtigem

Stift die umliegende Landschaft mit dem Schlosse Lenzburg. Auch war er ein rüstiger Fußwanderer und gerne machte er von Seon aus Streifzüge in das geologisch interessante Gebiet der Aare und der Reuß."

Dort im Wirthshaus zum „Bären" in Birmenstorf, wo das treffliche Mineralwasser quillt und wo alle Zeit ein guter Birmenstorfer zu finden ist, besang Scheffel den „Erratischen Block" (Gaudeamus 1869. S. 15):

Dies Lied ist zwei Forschern gelungen
Im Gau zwischen Aare und Reuß;
Das Wirthshaus, in dem sie es sungen,
War ganz von erratischem Gneus.

Sie sungen es ernst und dramatisch
In die Findlinglandschaft hinein,
Und schoben sich selbst dann erratisch
Mit Holpern und Stolpern vom Wein.

„Längst ist jener Freund und Forscher," sagt J. Jäger in der „Schweiz. Fr. Presse", aus dessen Mund ich die Begebenheit erfahren habe, „dem erratischen Sänger vorangegangen; freundlich wird er ihn an Charon's Gestaden begrüßen und hineingeleiten in die elysäischen Gefilde, wo es fortan Nektar und Ambrosia, aber kein „Holpern und Stolpern" mehr gibt."

Aus dem Aargau datirt auch noch folgender an den Bürgermeister Leo in Säckingen gerichteter Brief, den wir der Güte des Hrn. O. Bally verdanken:

Lieber Freund!

Längere Abwesenheit vom derzeitigen Sommeraufenthalt und gänzliches Eintrocknen meines Tintenfasses hat mich dem Schreiben ferngehalten, sonst hätte ich Deinen freundlichen Gruß längst erwiedert.

Es hat mir sehr wohlgethan, ein Zeichen herzlicher Erinnerung aus der mir fest in's Herz geschriebenen Waldstadt zu erhalten . . . wehmüthig aber stimmt der Gedanke, daß ich nicht mehr der alte freudige Mensch von damals bin, sondern ein ernst und leidend gewordener Melancholiker. Da ich mich vor aller geselligen Aufregung, vor allem Lärm und Wein in Acht zu nehmen habe, trage ich auch Bedenken, Deiner freundlichen Einladung Folge zu leisten; ich würde ein paar unzweifelhaft heitere Tage voraussichtlich schwer zu büßen haben. Im Jahr 1855 und im Jahr 1860 habe ich zwei schwere beinahe schlagartige Anfälle des Blutes auf das Gehirn zu bestehen gehabt und bin seither reizbar und empfindlich geblieben, hoffe aber durch Baden im kalten Wasser, starke Körperbewegung

und Enthaltung von anstrengender geistiger Arbeit den siechen Körper wieder zu stärken.

Das unter der Firma des Trompeters erscheinende Blatt setzt mich, offen gesagt, in einige Verlegenheit, da ich zwar die freundliche Absicht nicht verkenne, die der Wahl des Titels zu Grunde liegt, persönlich aber aller Zeitungsliteratur so fern und fremd stehe, daß es mich etwas schwer ankommt, mich an der wechselnden Fluth der Tagesmeinung durch die Gleichnamigkeit des politischen Trompeters mit dem poetischen gewissermaßen mitbetheiligt zu sehen.

Da sich meine Feder fast ganz in Ruhestand befindet . . . und ich in mühsamen historischen Studien aus alter Zeit vertieft bin, die mit der Gegenwart wenig zusammenhängen, wüßte ich auch zur Zeit Nichts, womit ich den heitern Boten am Rhein erfreuen könnte.

Den lieben Freunden aber und allen, die mir ein wohlwollendes Andenken bewahren, bitte ich meine herzlichsten Grüße zu vermelden, den Familien Brogli und Bally insbesondere.

Und wenn es mir wieder so gut geht, daß ein Salamander kein gefährliches Thier mehr für mich sein wird, hoffe ich auch ein fröhliches Wiedersehen.

In aller Herzlichkeit Dein

Josef Viktor Scheffel.

Seengen, am Hallwylersee, 16. Juli 62.

Scheffel's letzte Tage.

Ein Freund Scheffels schildert in der „Täglichen Rundschau" den Besuch im Sterbehause in der Stefanienstraße 16 folgendermaßen:

Ich ging am Sonntag nach dem Trauerhause, wo ich ungehindert Einlaß fand. Der Todte lag in seinem Sterbezimmer (mittleres Zimmer nach der Straße), welches einem Gewächshaus glich, aufgebahrt. Ein Lorbeerkranz schmückte sein Haupt, dessen Gesichtszüge durch das lange Leiden für den ersten Anblick einigermaßen entstellt erschienen. Unzählige Kränze waren schon angekommen, unter anderen von der Großherzogin Louise, den Prinzen Wilhelm und Karl von Baden, von Wien, Heidelberg, Stuttgart, München u. s. w., meist mit herrlichen Schleifen und Widmungen. Durch die vor dem Hause in jungem Grün stehenden Kastanien

und die offenen, mit leichten durchsichtigen Vorhängen versehenen Fenster schien die warme Frühlingssonne. Am Sarge des Dichters war dessen treue Pflegerin Friederike anwesend. Sie weinte um ihren lieben Todten und erzählte auch mir in ihrer bieder-treuherzigen Art so Manches aus seinen letzten Tagen und den letzten fünf Jahren, in welchen sie ihm die Haushaltung führte. „Oft," sagte sie, „glaubte ich es nicht aushalten zu können, so bös konnte er manchmal mit mir sein; ich sah aber bald, daß es nur sein schweres Leiden war, das ihn peinigte. Schon gegen Weihnachten behauptete er, Wasseransammlungen im Körper zu fühlen. Ich suchte es ihm auszureden, er ließ sich jedoch nicht davon abbringen und er hatte — leider! — recht. In Heidelberg litt es ihn zuletzt nicht mehr; er wolle in seinem Hause sterben, sagte er. Alle seine häuslichen Angelegenheiten hat er während seiner Krankheit auf's Pünktlichste geordnet. Am 3. April siedelten wir wieder nach Karlsruhe über, trotzdem die Aerzte sehr dagegen waren. Wenn ich ihm früher sein Kranksein auszureden suchte, so sagte er schließlich scherzend zu mir: „Sie sind eben eine leichtsinnige Person!"

Einige Tage vor seinem Tode ließ der Dichter seine Gattin von München kommen. Tief ergreifend soll das Wiedersehen gewesen sein. Der kranke Dichter, der furchtbar an Athemnoth litt, drückte nur immer und immer wieder seiner Frau die Hände und trug wohl zehnmal des Tages seiner Friederike auf: „Sorgen Sie doch recht gut für meine Frau und geben Sie ihr ordentlich zu essen und zu trinken." Am Donnerstag, den 8. April, sagte er zu Friederike: „Ich muß heraus, ziehen Sie mich an, ich will in meinen Lehnstuhl." Als er dahin gebracht war, drückte er ihr die Hände und bat zum Erbarmen: „Nur jetzt noch nicht sterben, nur noch fünf Jahre will ich leben!" Darauf folgte eine schlechte Nacht, und als er erwachte, fühlte er sich erschöpft. Scheffel schlief dann fast unausgesetzt von 7 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags; von da an wurde die Athmung immer schwächer, und er verschied ohne Todeskampf um 7 Uhr Abends. Der Arzt Dr. Bauer, welcher Scheffel behandelt hatte, konstatirte nun dessen Tod.

Am selben Abend noch nahm Bildhauer Reineck für Professor Heer eine Todtenmaske des Verewigten ab und Tags darauf machte ein Kunstschüler, Namens Bergmann, für die „Frankf. kleine Presse" eine Bleistiftzeichnung von Scheffel's Zügen, die sehr gelungen ausgefallen ist. Eine Oeffnung der Leiche wurde nicht vorgenommen. „Bin ich doch im Leben

genug geschunden worden, im Tode sollen sie mir Ruhe lassen," hatte der Kranke gesagt.

Die Leichenfeier war des Dichters würdig. Kurz vor 11 Uhr Vormittags erschien der Großherzog von Baden, um der Gattin und dem trauernden Sohne sein Beileid auszudrücken. Nach 11 Uhr nahm der Zug Aufstellung. Angeführt wurde derselbe durch ein doppeltes Musikkorps, demselben folgten die Zugführer, Ordensträger, Kranzträger, die Ausschüsse der verschiedenen Studentenkorporationen und sonstiger Vereine. Hinter dem sechsspännigen Leichenwagen folgte die Geistlichkeit, der Sohn des Verstorbenen, die Vertreter des Großherzogs, der Staatsregierung, der städtischen Behörden und in unabsehbarer Reihe, unterbrochen durch ein zweites Musikkorps, die sonstigen Leidtragenden, das Offizierskorps, die persönlichen Freunde und die einzelnen Vereine. Auf dem Friedhof angelangt, wurde der Sarg unter dem erhebenden Gesang eines Gesangvereins in die Familiengruft (im Rundgang der linken Seite des Kirchhof-Eingangs) hinabgesenkt. Nachdem die kirchliche Feier beendet, legte zuerst Oberbürgermeister Dr. Wilkens Namens der Stadt Heidelberg, dessen Ehrenbürger Scheffel vor Kurzem geworden, einen Lorbeerkranz nieder. „Leider ist es uns nicht vergönnt," so klagte der Redner in bewegten Worten, „den Sänger Alt-Heidelbergs, das er so sehr geliebt, zur 500-jährigen Feier der Ruperto-Carola in der Stadt der Musen begrüßen zu können. Der Himmel hat es anders gefügt; möge dem Entschlafenen, dessen Andenken nie verlöschen wird, die Erde leicht sein." Es folgten hierauf die Vertreter der Universitäten, der Münchener und Karlsruher Künstlerschaft, des Wiener Männergesangvereines, die in knappen Ansprachen die Lorbeerkränze niederlegten. Noch ein kurzes Gebet, ein feierlicher Choral und die Feier war beendet. Die näheren Freunde warfen noch eine letzte Scholle Erde hinab und dann verschloß sich das Thor, in finsterer Gruft ruht der Sänger aus von den Leiden, der auf der lichten Höhe der Menschheit gewandelt und sich in den Herzen der Menschen ein Denkmal gesetzt — aere perennius!

Aber auch an irdischen Denkmälern wird es Scheffel nicht fehlen. Am Wohn- und Sterbehaus, das im Eigenthum der Familie verbleibt und muthmaßlich von Frau von Scheffel und ihrem Sohne Viktor bewohnt werden wird, soll, nachdem Karlsruhe schon eine Scheffelstraße besitzt, durch die Stadt eine Gedenktafel angebracht werden.

Außerdem streiten sich die Städte Karlsruhe und Heidelberg um die

Ehre, dem Dichter Denkmäler zu erstellen. In beiden Städten haben sich Komite gebildet und Aufrufe erlassen zur Beisteuer von Geldbeiträgen. Wer immer, heißt es im Karlsruher Aufruf, in diesen Tagen, sei es beim jugendfrohen Kommers, sei es bei der ernsten Todtenfeier mit Rede und Lied, sei es im stillen Kreise der Seinen, sein Erinnern versenkt in das treue Bild des Verewigten, wie es aus seinen Liedern uns entgegentritt, — Der steure ein Scherflein zur Errichtung eines würdigen Denkmals Scheffel's in seiner Vaterstadt. Das aere perennius sei diesmal eine veraltete Redensart: Wir wissen, daß Scheffel's Name in seinen Werken die Zeiten überdauern wird. Nicht minder abgelebt erscheine uns aber auch der in unsern Tagen so beliebt gewordene Gedanke an eine sogenannte „humane" Stiftung! Ein ehern Bild auf hohem Granitsockel soll es sein, freiragend die stattliche Gestalt, — das Antlitz verklärt von jenem liebenswürdig geist- und humorvollen Zuge, der die Scheffel'sche Muse so unverwischbar kennzeichnet; und über den Granitstufen mögen sie lagern die typischen Figuren, um welche die Muse „der Heimathsprache ehern Klanggewand gewoben": Ekkehard und Hadwig, Wolfram von Eschinbach und Frau Aventiure, Juniperus und Schönrohtraut, Jung-Werner und Margarethe, als Reliefs vielleicht eine Rodensteiner-Szene, Hugideo vor der Leiche Serenas und Graf Wolfgang, Bischof in Regensburg, die Berge segnend, und den „verlassenen Waldespalas".

Eine Berner Patrizierin des siebzehnten Jahrhunderts.

Von **A. Wysard** in London.

I.

An einem Sommermorgen des Jahres 1663, als die Sonne noch verstohlen über die Höhen des Murtner See's lugte und die kleine Stadt noch ruhig schlummerte am Busen ihres lieblichen See's, bewegte sich eine muntere Kavalkade aus dem Stadtthor: zwei Damen begleitet von zwei Herren. Bei dem nahen Wäldchen hielten sie an. Die Herren sprangen von ihren Pferden und luden, beiseite gewendet, zwei doppelläufige